

## **Reinhard Kreissl**

### **Vorlesungsnotizen: Soziologische Zeitdiagnose SoSe 2008**

Auf den folgenden Seiten finden Sie ausformulierte Stichworte für die Vorlesung Soziologische Zeitdiagnose. Diese Notizen sollen Ihnen in erster Linie als Strukturierung des Gedankengangs dienen, den ich versucht habe, in diesem Semester zu entwickeln.

Wie mehrfach in der Vorlesung betont, ist das Ziel dieser Veranstaltung ein doppeltes:

Sie sollen zum einen mit einigen der in der Soziologie verbreiteten zeitdiagnostischen Gesellschaftsanalysen und deren Begrifflichkeit in Grundzügen vertraut werden und zum anderen lernen, wie man mit dem begrifflichen Handwerkszeug der Soziologie die „Empirie vor der eigenen Haustüre“ bearbeitet. Das heißt: jedes der in dieser Veranstaltung behandelten Themen lässt sich in mehr oder weniger großen Ausmaß immer zugleich auch reflexiv auf die eigene Gesellschaft, gelegentlich sogar auch auf die Lebenssituation anwenden und daran auf seine Plausibilität hin überprüfen. Es handelt sich somit zugleich um eine Übung in „soziologischer Fantasie“ (C.W.Mills).

Ferner kann an der Vielfalt der unter je einem Begriff zugespitzten Gesellschaftsdiagnosen gezeigt werden, dass sich zeitgenössische Gesellschaften anders darstellen, je nachdem unter welchem Blickwinkel sie betrachtet werden. Sie sollten am Ende des Semesters verstanden haben, dass jede Deutung, Erklärung und Interpretation des gesellschaftlichen Status Quo vorläufig, selektiv und widerlegbar ist und dass moderne Gesellschaften nicht eindeutig fassbar sind – wenn dann um den Preis großer blinder Flecken.

Sie sollten ferner eine Vorstellung davon entwickelt haben, dass moderne Gesellschaften facettenreich sind und dass viele der Erregungen über Krisen, Probleme und drohende Entwicklungen an Bedrohlichkeit verlieren, wenn man sie erstens in einen weiteren historischen Zusammenhang stellt und zweitens berücksichtigt, dass es meist nur um „Uns“ geht (das heißt eine relativ wohl situierte Minderheit in den entwickelten post-industriellen Gesellschaften des Westens oder genauer gesagt des ‚north-atlantic rim‘).

In der Ankündigung zu dieser Veranstaltung im Vorlesungsverzeichnis wurden einige wenige Literaturstellen aufgelistet. Diese Bücher können Ihnen dabei helfen, sich mit den verschiedenen Aspekten zeitdiagnostischer Soziologie vertraut zu machen. Ich habe im Angesicht der Verbreitung neuer Suchverfahren auf explizite Literaturangaben in diesen Notizen verzichtet. An einigen Stellen erwähne ich Namen von Autoren oder Ansätzen, über die sich ein/e jede/r, der Interesse hat, per Google Scholar oder andere einschlägige Suchmaschinen kundig machen kann. (Das Wunderbare an einer solchen Recherche in der

virtuellen Bibliothek ist, dass man die gleichen Effekte hat, wie bei echten Bibliotheken: man sucht gezielt ein bestimmtes Buch und stellt fest, dass direkt daneben ein anderes steht, das viel interessanter ist.)

Die Abfolge der hier aufbereiteten Notizen orientiert sich grob an der Abfolge der Vorlesungstermine. Sie sollten also, regelmäßige Teilnahme, Aufmerksamkeit und eigene Aufzeichnungen vorausgesetzt, in der Lage sein, anhand dieser Notizen sich den Inhalt der Vorlesung in groben Zügen nochmals zu vergegenwärtigen.

Diese Notizen dienen als Grundlage für die Klausur am Ende der Vorlesung. Wir werden die Möglichkeit haben, in den beiden letzten Vorlesungsterminen vor der Klausur (also am 3. und 10. Juni) die verschiedenen Themen nochmals gemeinsam durchzugehen und auf prüfungsrelevante Fragen hin zuzuspitzen.

**Die Klausur (Multiple Choice) wird dann am 17. Juni in der Zeit der Vorlesung zwischen 15:00 und 16:30 s.t. stattfinden.**

## 1. Was ist Zeitdiagnose, wie geht sie vor und wozu kann sie dienen?

### *Was ist Soziologie überhaupt?*

Im Kontext der verschiedenen Sozialwissenschaften im weiteren Sinne, wozu man u.a. Ökonomie, Kulturwissenschaft, Politikwissenschaft, Rechtswissenschaft, Sozialphilosophie und Sozialpsychologie zählen kann, nimmt die Soziologie eine gewisse Sonderstellung ein.

Während die anderen Disziplinen sich je auf ein Teilsystem beschränken (die Wirtschaft, das Recht, die Politik) oder einen Aspekt thematisieren (i.S. von Mikro- oder Makroperspektive), erhebt die Soziologie den Anspruch, Gesellschaft als Ganzes zu erfassen, also das Zusammenspiel verschiedener Institutionen, Systeme im Mikro- wie im Makrobereich.

### **Dreiteilung: Theorie / Methode / Zeitdiagnose**

Wenn man von Soziologie redet, dann hat man ein weites Feld vor sich. In der Disziplin herrscht keineswegs Einigkeit darüber, was den Kern des Fachs ausmacht. Es empfiehlt sich daher mit Unterscheidungen zu arbeiten. Hier gibt es wiederum mehrere Möglichkeiten: man kann zwischen Theorieschulen, großen Namen, Paradigmen oder politischen Haltungen unterscheiden und kommt dann auf eine Auflistung, die mehr oder weniger beliebig ist. Wer sich dafür interessiert, kann das in den diversen Lehrbüchern nachlesen.

Sinnvoll hingegen erscheint mir für unsere Zwecke eine an begrifflich-systematischen Kriterien orientierte Differenzierung. Mein Vorschlag orientiert sich an der Dreiteilung von Theorie, Methode und Zeitdiagnose. Man kann Soziologie unter diesen drei Perspektiven betreiben. Dabei treten jeweils andere Fragen in den Vordergrund und für jeden Bereich lassen sich spezifische Relevanzkriterien entwickeln

### **Theorie:**

Das Ziel der soziologischen Theorie ist allgemein gesprochen die Entwicklung eines begrifflichen Werkzeugkastens zur Analyse gesellschaftlicher Phänomene. Typischerweise gelten als Kandidaten für solche Begriffe: Normen, Werte, Rollen, Schichtung, Klasse, Rasse, Geschlecht, Gruppe, Identität, Institution, etc. Die Theorie versucht allgemeine Definitionen zu entwickeln und Modelle zu konstruieren, die sich um bestimmte Zentralbegriffe herum entfalten. Wir haben es dann mit theoretischen Ansätzen zu tun, die man etwa nach ihren Kernbegriffen differenzieren kann: System / Struktur / Handlung / wäre eine solche Differenzierungsmöglichkeit.

Theorieentwicklung findet mehr oder weniger im soziologischen Elfenbeinturm statt. Die Soziologen streiten dort untereinander darüber, wie man Gesellschaft am besten begrifflich-theoretisch erfasst.

Die Logik des Ganzen kann für Außenstehende ziemlich esoterisch wirken: Theoriegebäude basieren auf Axiomen, die dann expliziert werden. Es findet eine begriffliche Ausdifferenzierung statt, die nach Kriterien interner Kohärenz bewertet werden kann. Das heißt also: wenn ich die axiomatische Setzung akzeptiere, dann kann ich alles Weitere von dort aus bearbeiten und kritisieren. (Akzeptiere ich beispielsweise das Axiom, dass Jesus in den Himmel aufgefahren ist, dann lassen sich auf dieser Basis völlig rationale Diskurse entwickeln, ob und wann und wie das vonstatten ging. – Aber das Axiom muss man akzeptieren!)

Ein wesentliches Merkmal der theoretischen Arbeit ist die Handlungsentlastung: Sie bietet die Chance des Erfindens von Möglichkeiten ohne Handlungszwang. Der Theoretiker betreibt sozusagen „verantwortungslose“ Arbeit im Hinblick auf die praktischen Folgen seiner Tätigkeit. → Hier kann man sich die Idee der „Wertfreiheit“ verdeutlichen: Das Denken der Theorie sollte nicht von normativen Vorgaben begrenzt werden. Beispielsweise sollte man nicht davon ausgehen, dass Böses nur durch Böses erklärt werden kann, was häufig in der Soziologie abweichenden Verhaltens gemacht wird oder das große Wirkungen auch große Ursachen haben müssen...

Gute Theorien sind so gestrickt, dass sie als Erklärung plausibel sind, halbwegs kohärent, sie sollten sich an logisch-begrifflicher Klarheit orientieren und nach Möglichkeit eine gewisse Übereinstimmung mit der Realität aufweisen.

### **Methode:**

Soziologische Methoden konzentrieren sich auf die Entwicklung und Anwendung von Verfahren der empirischen Analyse sozialer Phänomene. Bekannte Unterscheidungen sind hier: quantitative vs. Qualitative Verfahren, modelltheoretische und experimentelle Ansätze, reaktive und non-reaktive Verfahren. Wichtig ist zudem die Unterscheidung zwischen Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Als Faustregel kann man davon ausgehen, dass quantitative Verfahren ihre Stärken eher im Bereich der Datenauswertung haben, wohingegen qualitative Verfahren stärker auf die Datenerhebung abstellen.

Der klassische Streit zwischen Theoretikern und Methodikern entbrennt für gewöhnlich über die Frage: welche Empirie passt zu welcher theoretischen Hypothese? Die neuere Soziologiegeschichte kennt eine Reihe von Kontroversen, die sich an Fragen dieses Typs entzündet haben. Ebenso wie die Theoretiker haben sich die Methodenexperten in ihren Elfenbeinturm zurückgezogen, wo sie an der Weiterentwicklung ihrer Verfahren und Modelle nach Kriterien interner Rationalität und Anschlussfähigkeit arbeiten. Es gibt wunderbar abstrakte methodische Spielereien, mit denen sich Soziologen ihr Leben lang beschäftigen können, ohne jemals ihr schlecht belüftetes Büro in einem heruntergekommenen Institutsgebäude verlassen zu müssen. Die Soziologie ist inzwischen als Profession ermaßen ausdifferenziert, dass man Datenanalyse

betreiben kann, ohne sich je unmittelbar der Empirie auszusetzen, mit der man sich beschäftigt.

### **Zeitdiagnose:**

Das Kennzeichen eines zeitdiagnostischen Zugangs zu soziologischen Fragestellungen ist (1) die Orientierung an Fragen, die auch außerhalb der Sozialwissenschaften als relevant erachtet werden; (2) die Rückkopplung der soziologischen Befunde in außerwissenschaftliche Öffentlichkeiten und (3) der Versuch, Deutungsangebote zu entwickeln, die sowohl innerhalb, wie auch außerhalb der soziologischen Expertengemeinschaft Gehör finden.

In der jüngsten Vergangenheit hat „Zeitdiagnose“ eine gewisse Konjunktur, was sich an der Inflationierung neuer „Gesellschaftsbegriffe“ zeigt: beim Blick in die Kataloge der Verlage finden sich eine Reihe neuer Gesellschaftsdiagnosen, wie beispielsweise die Risiko / Wissens / Informations / Medien / Erfolgs / Erlebnis / Netzwerk / Multikulturelle / die Weltgesellschaft. Oft dienen diese „Labels“ nur zur Selbstvermarktung der Autoren, die sie verbreiten.

Betrachtet man sich die diversen Zeitdiagnosen in der Soziologie, so fällt auf, dass sie häufig als „Verfallsdiagnosen“ daherkommen. Ausgangspunkt ist ein – oft stilisierter – vergangener Zustand, dessen Untergang beschrieben und mit einem neuen Begriff belegt wird. Auch neigen manche der Autoren dazu, einen Trend herauszugreifen und ihn zur Leitentwicklung zu erklären, was oft nur mit erheblichen Stilisierungen und Verzerrungen möglich ist.

Im Rahmen zeitdiagnostischer Analysen stellt sich für diejenigen, die Soziologie in dieser Absicht betreiben, stärker als in anderen Bereichen die reflexive Frage nach dem eigenen Standpunkt: Zygmunt Bauman hat hier die sehr passende Unterscheidung zwischen verschiedenen Rollen eingeführt, die man als Soziologe/Soziologin einnehmen kann. Er unterscheidet zwischen „Legislators“ und „Interpreters“, also Gesetzgebern und Übersetzern. Nach Bauman ist die Zeit, in der die Wissenschaft als Gesetzgeberin auftreten konnte, um eine allgemein verbindliche Wahrheit zu verbreiten, vorbei. Was wir als Sozialwissenschaftler bestenfalls noch leisten können, ist die Übersetzung von Interpretationen, die in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft dort von den Akteuren entwickelt werden.

Diese „Positionsbestimmung“ verweist zugleich auch auf das Bild moderner Gesellschaften, das ihr zugrunde liegt. Moderne Gesellschaften sind polyzentrisch, d.h. sie haben sozusagen nicht mehr den Feldherrnhügel, von dem aus man das Ganze überblicken kann, sondern eher mehrere Mauwurfhügel, die einen begrenzten Überblick ermöglichen. Zudem ist Soziologie, auch und gerade, wenn sie mit zeitdiagnostischen Ansprüchen auftritt, Teil dessen, was sie beschreibt. Wie Niklas Luhmann es einmal formuliert hat: die Soziologie muss darauf vorbereitet sein, sich selbst beim analytischen Gang durch die Gesellschaft zu begegnen.

Wenn man diesen Gedanken weiterverfolgt, kommt man zugleich auch auf eine Reihe von wichtigen Unterschieden zwischen den so genannten Natur- und Gesellschafts- oder Kulturwissenschaften. Atome, Moleküle und Enzyme lassen sich von außen beobachten und entwickeln keine eigene Deutung ihrer Situation. Menschen in sozialen Zusammenhängen hingegen tun das: m.a.W. die Soziologie ist immer auch Teil dessen, was sie untersucht. (Wer sich für diese Frage interessiert und die komplexen Zusammenhänge, die es dabei zu berücksichtigen gilt, sei verwiesen auf die Arbeiten von Bruno Latour und die Actor Network Theorie.)

### **Diagnosen von wem und für wen?**

Den Begriff der Diagnose kennen wir aus dem medizinischen Bereich. Diagnosen stellt der Arzt. Der gilt als Fachmann. Natürlich gibt es auch die Selbstdiagnose. Aber die – so weiß der Alltagsverstand – lässt man lieber vom Experten überprüfen....

Überträgt man diesen Modell auf die Gesellschaft und die zeitdiagnostische Soziologie dann lautet die Frage: Wer diagnostiziert in der Gesellschaft? Die Medien (Fernsehen, Zeitung), der „Stammtisch“, und alle anderen „jedermann & jederfrau.“ Beim Gang durch die Gesellschaft stellen wir fest, dass sie voller Gesellschaftstheoretiker ist: alle haben eine Meinung davon, in welcher Gesellschaft sie leben, was deren Probleme sind und wie man sie lösen könnte.

Betrachtet man den „öffentlichen Diskurs“, so findet man zu jedem Thema eine Diagnose und jede/r versucht, für sein Problem Gehör zu finden. Diagnosen entzünden sich zumeist an „sozialen Problemen“ oder anderen Missständen, die entsprechend dramatisiert werden und für deren Beseitigung Rezepte und Pläne angeboten werden. Die einen sehen die letzten Brutplätze der Rohrdommel in Gefahr, die anderen sehen das bedrohliche Heraufziehen einer multikulturellen Gesellschaft und wieder andere sorgen sich um die misshandelten Kinder und den Anstieg der Arbeitslosigkeit. Es herrscht ein allgemeines Gemurmel und der Kampf geht um den Share of Voice und die Frage: Wer verschafft sich Gehör?!

Es handelt sich hier sozusagen um lauter Westentaschengesellschaftstheoretiker. Die Soziologie hat gleichsam vielstimmige Konkurrenz. Warum also sollte man zusätzlich noch eine soziologische Zeitdiagnose fordern?

Erinnern wir uns an Zygmunt Bauman und die Unterscheidung zwischen Legislators und Interpreters. Als Soziologen sollten wir uns von Ratschlägen zunächst fernhalten (die Frage, was machen wir, um die letzten Brutplätze der Rohrdommel zu sichern, können wir als Soziologen ohnehin nicht beantworten...) und stattdessen uns auf die Beobachtung konzentrieren, dass ein

jeder mindestens eine Meinung/Diagnose zu einem Thema hat, dass diese Meinungen/Diagnosen sich zum Teil widersprechen, dass manche sich durchsetzen und Gehör finden, andere hingegen nicht.

Vielleicht könnte man es auch so formulieren: Soziologische Zeitdiagnose stellt zunächst eher „Wie-Fragen“ als „Was-Fragen“. Uns interessiert eher die Beschaffenheit des gesellschaftlichen Gemurmels (wer sieht wo welches Problem?) und als erstes und wichtigstes Problem sollte die soziologische Zeitdiagnose sich mit dem beschäftigen, was man die gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse nennen könnte: Beobachten und analysieren, wie sich diagnostische Kommunikationen in der Gesellschaft entwickeln und verbreiten.

Aus zeitdiagnostischer Perspektive ist Zurückhaltung geboten was Prognose und Therapie anbelangt. (Hier endet auch die Analogie zur Medizin!)

Es ist wichtig, hier eine Rollendifferenzierung einzuführen. Als Mitglied der Gesellschaft, als Studierender, Ausländer, als Frau, Alleinerziehender, Arbeitsloser oder schlichtweg als „BürgerIn“ habe ich bestimmte Interessen und vertrete Positionen – das ist sinnvoll und gut.

Aber als zeitdiagnostisch interessierte Sozialwissenschaftler sollten wir uns zunächst auf das „interesselose Staunen“ und die genaue Beobachtung beschränken.

Auch wenn es verlockend erscheinen mag: Prognosen und Therapien sind aus der Position des Experten für Gesellschaft immer problematisch! Soziologie ist nicht zu verwechseln mit Orthopädie oder Innerer Medizin des Gesellschaftskörpers. Zudem sind Prognosen bei Sinn verarbeitenden und reflexionsfähigen Akteuren selbstzerstörend.

Warum das so ist, kann man sich anhand systematischer Überlegungen klar machen: Jede Diagnose wird „in der Gesellschaft“ entwickelt und entfaltet dort ihre Wirkung. Soziologen sind keine externen Beobachter, sondern Teilnehmer des sozialen Verkehrs. Ihr Wissen wird immer auch praktisch verwendet (oder gelegentlich auch missbraucht!). Man kann also sagen, dass jede Diagnose den Gegenstand verändert, auf den sie sich bezieht! Denken wir an das Problem des Klimawandels. Das kann man in naturwissenschaftlichen Begriffen beschreiben, aber diese Beschreibungen fließen in das beschriebene System ein, wenn nämlich die Menschen ihr Verhalten aufgrund dieses Wissens ändern. Jede Klimaprognose verändert also ihre eigenen empirischen Voraussetzungen, sobald sie publiziert wird.

Bestenfalls können soziologische Zeitdiagnosen also eher eine Art „Aufklärungswirkung“ entfalten: sie können zeigen, wie Deutungen und Meinungen sich durchsetzen, sie können rekonstruktiv die Entstehung von

Interpretationen analysieren und bestenfalls demonstrieren, was es heißt, wenn man etwas sieht und etwas anderes nicht.

## **2. Öffentlichkeit als zentraler Begriff für soziologische Zeitdiagnose**

Aus zeitdiagnostischer und soziologischer Perspektive ist das Thema Öffentlichkeit wichtig.

Was ist Öffentlichkeit? Zählen zur Öffentlichkeit der Markplatz, das Fernsehen, die Zeitung, die Politik, das Internet? Ist eine Vorlesung eine Form der Öffentlichkeit?

Öffentlichkeit ist die Form, in der Gesellschaft sich selbst erfährt, über sich selbst nachdenkt und sich selbst auch diagnostiziert. Dementsprechend ist eine Analyse der Beschaffenheit und Veränderung von Öffentlichkeiten für die soziologische Zeitdiagnose von besonderer Bedeutung.

Es gibt eine Reihe von zeitdiagnostischen Schlagworten, die verschiedene Facetten der Öffentlichkeit beschreiben.

Die Rede ist hier von Virtualisierung und Zerfall der Öffentlichkeit. Beklagt werden die Medialisierung und die Inflationierung der zirkulierenden Information.

Ein weiteres Stichwort in diesem Zusammenhang ist die Klage über die Privatisierung. Diese taucht in zwei Varianten auf: (a) beklagt wird der Rückzug aus der öffentlichen Sphäre, die Menschen lebten nur mehr in ihrem Privatbereich und kümmerten sich nicht um die „öffentlichen“ Anliegen. (b) Diagnostiziert wird ferner eine Privatisierung des öffentlichen Raums: es gibt keinen physischen Raum mehr, an dem sich öffentliches Leben abspielt. So oder so ähnlich lauten die bekannten Klagen der soziologischen Melancholiker.

In historischer Perspektive (von Thomas Hobbes über Rousseau bis hin zu Jürgen Habermas) gilt die Öffentlichkeit auch als Forum und Basis politischer Herrschaft.

Am klarsten sieht man es bei Hobbes, der als erster eine diesseitige Begründung politischer Herrschaft entwirft. Der Hobbes'sche Leviathan entsteht aus den horizontalen Verträgen der Menschen untereinander. Also ein jeder geht mit jedem anderen den berühmten Gesellschaftsvertrag ein, in dem er einen Teil seiner Macht abgibt. Damit entsteht der Leviathan. Diese Kopplung vom gemeinsamen Zusammenhandeln im Modus der Öffentlichkeit zieht sich durch die Geschichte der politischen Ideen und Herrschaftsbegründungen durch bis hin zur Gegenwart.

Öffentlichkeit ist ein eigentümlich performativer Begriff: Sie entsteht, so die These, nur, wenn alle zusammen sind und etwas gemeinsam tun (Diskutieren, sich streiten, überlegen, abstimmen und dann vielleicht gemeinsam handeln...). Das alles findet im naiv gedachten Idealfall an einem physischen Ort statt. Abstrakt gesehen ist die Öffentlichkeit der „Ort“ an dem sich die Allgemeinheit mit der Vernunft verbindet.

Am klarsten hat das Immanuel Kant in seiner Rechtsphilosophie formuliert, wenn er sagt, dass Gesetze dann vernünftig sind, wenn ihnen alle zustimmen. Es sei nämlich so, dass zwar ein jeder gegen einen anderen, nie aber gegen sich selbst Unrecht tun kann. Wenn also jeder dem Gesetz zustimmt (d.h. bereit ist, es auch auf sich selbst anzuwenden), dann kann man sagen: es ist ein vernünftiges und gerechtes Gesetz.

Einen etwas anderen Zugang findet zum Beispiel Hannah Arendt, die in ihren politischen Schriften darauf hinweist, dass Macht als politisches Phänomen durch das Zusammenhandeln der Menschen entsteht. (Gewalt, so Arendt, kommt vielleicht aus den Gewehrläufen, nicht aber Macht). Wenn alle gemeinsam handeln, dann entsteht Macht. Sie verschwindet aber wieder, wenn die Menschen auseinander gehen.

In allen diesen idealisierten Entwürfen werden die gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse als gegeben angenommen. Entweder dient als Idealbild der Marktplatz oder die Agora der athenischen Demokratie oder es wird davon ausgegangen, dass ein jeder imstande sei, sich selbst über die Motive seines eigenen Handelns im Klaren zu sein und dies auch zu artikulieren.

Selektive Wahrnehmung, verzerrte Kommunikation, Desinteresse, mangelnde Information und Motivation, ungleich verteilter Zugang zu Informationen, gezielte Desinformation, Zeit- und Ressourcenprobleme, spielen in diesen idealisierten Modellen von Öffentlichkeit keine Rolle. – An diesen Themen aber setzt die soziologische Analyse an.

Nimmt man das idealisierte Bild der Öffentlichkeit als Ausgangspunkt, dann kann man sich fragen, wie funktioniert Öffentlichkeit als performative Sphäre heute überhaupt noch?! Wie ist unter Bedingungen hochgradiger sozialer und kultureller Fragmentierung und Individualisierung – um einmal zwei der gängigen Stichworte zu nehmen – Öffentlichkeit überhaupt noch möglich und welche Form nimmt sie an?

Es ist offensichtlich, dass sich moderne Gesellschaften nicht mehr über das Medium der Öffentlichkeit unmittelbar selbst steuern können. Sie haben ein politisches System ausdifferenziert, das diese Steuerungsleistungen übernimmt, aber dieses System ist irgendwie noch an den öffentlichen Diskurs locker

angebunden: Fragen von allgemeinem Interesse werden öffentlich in vielfältigen Foren verhandelt und kein Politiker kann es sich leisten, auf Dauer gegen die Öffentlichkeit zu agieren.

Diese vielfältigen öffentlichen Diskurse finden in einer Reihe unterschiedlicher Foren statt: vom Stammtisch über die TV-Talkrunde bis hin zu Kommentaren und Leserbriefen in Zeitungen.

Entgegen der allgemeinen These einer um sich greifenden Politikmüdigkeit (meist begründet mit sinkender Wahlbeteiligung und Mitgliedschaft in den etablierten Parteien) kann man durchaus von einer durchgängigen Politisierung der Öffentlichkeit ausgehen. Die allerdings nimmt Formen an, die sich nicht mehr mit dem Modell des Markplatzes und der unmittelbaren Präsenz aller Beteiligten vor Ort beschrieben werden können.

Betrachtet man die Empirie vor der Haustüre – geht man also mit offenen Ohren durch den sogenannten öffentlichen Raum – dann wird man soziologisch interessante Empirie vorfinden; Worüber reden die Menschen? In der U-Bahn, in der Kneipe um die Ecke, im Fernsehen, in den Zeitungen, in den Blogs und Foren im Netz? Es ist eine gute soziologische Übung, sich die Themen und die Art der Thematisierung in freier Wildbahn zu betrachten: das zeigt, dass das, was in soziologischen Theoriewälzern als Problem beschrieben wird, oft niemand anders als die Autoren dieser Wälzer und ihre (meist sehr wenigen) Leser interessiert.

Ausnahmen sind zeitdiagnostische Bestseller wie etwa Ulrich Becks „Risikogesellschaft“ – ein Buch, das von vielen Fachkollegen kritisiert wurde, das aber in diversen anderen Medien und Foren wahrgenommen wurde und dazu diente, ein gewisses Irritationsempfinden begrifflich zu erfassen.

Nimmt man als Beispiel den Begriff Risikogesellschaft, so kann man zeigen, wie Öffentlichkeiten funktionieren: in ihnen vergewissern sich die Menschen in kommunikativen Prozessen darüber, was der Fall ist, welche Probleme man haben kann, wo man sich selbst in der sozialen Landschaft befindet und was eigentlich auf der Tagesordnung stehen sollte. Öffentlichkeiten sind also der Ort, an dem sich die Mitglieder der Gesellschaft orientieren. Am Beispiel der Karriere des Begriffs Risikogesellschaft lässt sich das sehr schön zeigen. Mit seiner Hilfe lassen sich diffuse Erfahrungen fokussieren, für die es keine anderen Erklärungen mehr gibt. Etwas salopp gesagt: nachdem wir keine Verantwortlichen mehr im Jenseits ausmachen können und kaum einer an einen göttlichen Plan glaubt, suchen wir die Ursachen oder den Bezugspunkt im Diesseits. Und wenn auch das schwer fällt, dann reden wir einfach von der Risikogesellschaft und meinen damit: nix ist fix!

Nachdem Öffentlichkeiten sehr fragmentiert sind – es gibt heute keine Gesellschaften mehr, die sich um einen Marktplatz herum aufbauen – gibt es dementsprechend auch sehr viele verschiedene Diagnosen.

Die neuere Gesellschaftstheorie hat dabei auf ein interessantes Phänomen hingewiesen: Zwar leben sehr viele Menschen unter sehr ähnlichen Bedingungen, dennoch verdichtet sich dies nicht zu einer Form koordinierten kollektiven politischen Handelns. Ein jeder beklagt sein Schicksal und die individuellen Schicksale sind sich oft sehr ähnlich. Es kommt aber nicht zu einer Art kollektivem Handeln, wie es die normative Theorie der Öffentlichkeit von Arendt bis Habermas erwarten lassen würde.

Kollektive Erregungen, die immer wieder die Gesellschaft als Kommunikationszusammenhang erfassen, die also in der Öffentlichkeit wahrnehmbar sind, haben oft eine typische Struktur: Es handelt sich dabei um Skandale, möglichst um solche, die eine eindeutige moralische Konstellation und Dramaturgie aufweisen: klar identifizierbare Opfer und Täter, denen man die Schuld zuschreiben kann. Wir haben es dann bei der öffentlichen Bearbeitung dieser Erregungen mit einem Fall von „negativer Vergesellschaftung“ zu tun.

Interessant ist auch, dass die soziale Halbwertszeit entsprechender Erregungen relativ kurz ist. Bei regelmäßiger aufmerksamer Zeitungslektüre fällt auf, dass die verhandelten und skandalisierten Themen sich nur für eine gewisse Zeit in der Öffentlichkeit (hier verstanden als mediale Öffentlichkeit) halten.

Warum haben öffentlichkeitswirksame Themen oft eine narrative Struktur, bestehen also aus „Geschichten“, in denen es Helden und/oder Schurken gibt, denen etwas widerfährt oder die etwas anstellen?

Francois Lyotard hat hier den schönen Begriff der narrativen Vergesellschaftung geprägt. Die Menschen haben sich seit Anbeginn – so Lyotard – gegenseitig Geschichten erzählt. Gute Geschichten (Narrative) haben folgende Eigenschaft: sie ermöglichen es einem Publikum, verschiedene Rollen einzunehmen: es gibt die Rolle des Erzählers, des Zuhörers und des Helden – die lassen sich reihum von jedem übernehmen. Aus Zuhörern werden Erzähler und beide können in der Vorstellung die Rolle des/der Helden einnehmen. Auf diese Art und Weise entstehen kollektiv geteilte Vorstellungen im Medium der Öffentlichkeit.

Allerdings gibt es neben den „grand narratives“, also den Meistererzählungen in heutigen Gesellschaften, eine Reihe von kleinen Geschichten, über die sich die Menschen gegenseitig vergewissern, wer sie sind und was der Fall ist.

Will man verstehen, wie das funktioniert, so muss man sich die Infrastruktur der Kommunikationsverhältnisse betrachten: dann sieht man die Rolle von Medien, stellt fest, dass das meiste, was die Menschen erregt, weit ab von ihrer eigenen Lebenswelt ist und dass die alte Idee des Marktplatzes, auf dem alle zusammenkommen, zusehends durch elektronisch vermittelte

Kommunikationskanäle ersetzt wird. Zudem lässt sich – nachdem es viele verschiedene im Prinzip öffentlichkeitsfähige Themen gibt – aus einer rekonstruktiven Analyse der Themen, die es schaffen, aus dem medialen Rauschen heraus zu allgemeiner Aufmerksamkeit zu kommen, unter zeitdiagnostischen Gesichtspunkten etwas über die Gesellschaft lernen, in der wir leben.

### **3. Negative Vergesellschaftung: Die Rolle von Feindbildern für den sozialen Zusammenhalt**

Im Anschluss an das Thema Öffentlichkeit geht es jetzt um die Rolle von Feindbildern und ihre Bedeutung für die soziale Integration.

Idealerter und dem Modell nach einigen sich die Menschen im Medium der Öffentlichkeit untereinander darauf (a) wie sie miteinander umgehen wollen und (b) wer zu Ihnen gehört.

Ad (a) Hier entwickelt sich einmal das Recht: was darf einer, wie sind Vereinbarungen zu gestalten, was ist erlaubt, was ist verboten. Wo sind die Grenzen der Handlungsautonomie

Aber nicht nur im formell-institutionellen Bereich werden hier Regeln entwickelt. Auch in der Sozialisation, also der kulturellen Reproduktion über die Zeit. Kinder lernen in der Interaktion mit anderen durch Aushandlung und Kommunikation, was sie dürfen und was verboten ist. Auch hier bedient sich die Alltagpädagogik bereits des Mechanismus der Feindbilder: wer kennt nicht die sprichwörtliche Warnung vorm „Schwarzen Mann“, der die unfolgsamen Kinder holt!

Ad (b): Parallel dazu wird die Frage verhandelt: Wer gehört zu uns? Wer hat die Rechte, die „Wir“ haben? Was muss eine(r) sein / tun / haben, um zu uns zu gehören? → Das ist auf der kollektiven Ebene z.B. geregelt durch die sogenannten Staatsbürgerrechte, also die Rechte, die ein jeder hat, der zu „unserer“ Nation gehört, einen Pass und die Staatsbürgerschaft besitzt.

In der Moderne ist es typischerweise der Staat, der diese Grenze zwischen Uns und den Anderen markiert: der Staat hat ein Innen und ein Außen.

Die materielle Form dieser Differenz ist das Territorium / die Grenze. Innerhalb des Territoriums leben die Staatsbürger unter dem Recht. Was aber ist hinter der Grenze? – Die klassische Antwort lautet: Die Barbaren!

Am Beispiel der Grenze lässt sich das Problem der Feinde demonstrieren. Das kann man alltagsweltlich tun. Es gibt aber auch abstrakte Modelle, an denen man das demonstrieren kann. (Systemtheoretisches Modell des Innen und Außen bei G.S. Brown)

Nun ist das Modell des Staates zwar immer noch deutungsmächtig und politisch relevant, aber es verliert in bestimmten Bereichen an Bedeutung. Also kann man fragen: Wo sind heute noch symbolisch bedeutsame Grenzen? Wir haben eine gewisse Tendenz zur De-Territorialisierung durch gestiegene Mobilität. Beispiele sind: die Bewegung von Menschen, Symbolen und Waren oder Prozesse der Migration. Ein Sinnbild, in dem diese Problematik zum Ausdruck kommt ist die martialische politische Rede von der Festung Europa ( oder weniger martialisch: dem sogenannten „Schengenraum“)

Zu Zeiten der sog. bipolaren Weltordnung, also vor dem Zerfall des Ostblocks, waren die Verhältnisse im Hinblick auf symbolische Grenzziehungen einfacher: es gab zwei Systeme, die eine Grenze trennte: der „freie Westen“ und das „Reich des Bösen“ (so die prägnante Formulierung des ehemaligen amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan)

Das Modell der Grenzziehung, durch das ein Außen entsteht, und das „Innen“ sich auch sozial verdichtet, findet sich in vielen Bereichen. So zeigt beispielsweise die Ethnologie, dass es typische Aufnahmezeremonien in Stammesgesellschaften gibt. Junge Männer werden in die Wildnis geschickt, d.h. „nach draußen“ und wenn sie zurückkommen, sind sie aufgenommen in die Gesellschaft der erwachsenen Männer und gehören dazu. Das Außen (dort wo die Feinde wohnen!) hat vielfältige Verwendung und Bedeutung für die soziale Ordnung.

Betrachtet man beispielsweise Religion, Ritual und Recht und so findet man überall den Feind, der das „Außen“ bildet an zentraler Stelle. Wenn es ein Recht gibt, oder eine funktionierende Religion mit Ritualen, dann wird die Gemeinschaft, also das „Innen“ immer wieder beschworen. Das „Außen“ ist dann entweder das Unberührbare, die Gottheit, das Sakrale. Das taucht in doppelter Form auf: als Gott und Teufel, oder etwas abgehoben formuliert: eine negative und eine positive Ausführung des Transzendenten.

Am Beispiel des Rechts ist das Phänomen der Beschwörung der Gemeinschaft durch Feindbilder sehr schön von G.H. Mead in seinem Aufsatz zur Psychologie des Strafrechts analysiert worden. Meads Argument geht so: Eigentlich zielt das moderne Recht (Strafrecht!) auf Resozialisierung, Eingliederung des Normbrechers. Aber der eigentliche soziale Wirkmechanismus ist ein anderer. Auch das Recht ist ursprünglich sakral, wird von Priestern ausgeübt. Noch heute ist die Symbolik der Justiz auf religiöse Formen ausgerichtet (Altar, Kleidung,

Perücke, heilige Texte, die nur von Experten gedeutet werden können, die Architektur der Justizpaläste etc. belegen das)  
Die Menschen, so Meads Beobachtung, stehen normalerweise gegeneinander (handeln in Konkurrenz um knappe Güter). Nur im Angesicht des Gerichtsverfahrens, bei dem der Delinquent vorgeführt wird, stehen sie zusammen: „Seht her, der Sündenbock!“ Die Norm – an die wir uns im Alltag nur bedingt halten – wird durch die Bestrafung des Normbrechers bekräftigt. → Wir haben es also mit einer Strafe zu tun, die nicht auf den Delinquenten, sondern auf die Gesellschaft zielt!

Nun kann man zeitdiagnostisch folgende These vertreten: Je weniger integriert eine Gesellschaft ist, desto mehr Feinde braucht sie, um den sozialen Zusammenhalt zu sichern. Das kann man beispielsweise auch am Recht zeigen. Betrachtet man sich die Entwicklung des sogenannten politischen Strafrechts, dann wird das deutlich! Moderne Gesellschaften sind selten bedroht durch politischen Protest, aber die symbolische Verurteilung der Kritiker ist eine politisch wichtige Aktion. In Deutschland konnte man das während der sogenannten RAF-Zeit sehen, heute bietet die Debatte über den sogenannten islamistischen Terror wunderbare Belege dafür.

Manche Autoren (z.B. J. Ch. Rufin) haben das auf die Demokratie als politische Form bezogen. Die Demokratie braucht Feinde, vor denen sie sich fürchten kann: Angst sei die einzige demokratische Tugend! Denn in der Demokratie könnten die Bürger ihre Ordnung selbst abschaffen, daher ist immer Vorsicht geboten. Also müssen die Menschen / Bürger gegen den Feind zusammenstehen. Diese Konstruktion Innen/ Außen, der Feind / „Wir“ hat historisch verschiedene Formen angenommen: Wir / Barbaren; Ost / West; Nord / Süd; und man könnte aus soziologischer Perspektive auch sagen, dass die Differenz Umwelt / Gesellschaft als Feindbildverhältnis konstruierbar ist.

Das Argument geht hier grob skizziert so: In der globalisierten Weltgesellschaft ist die letzte Grenze, auf die man sich noch (oder wenn man so will: wieder!) beziehen kann, die zur Natur. Man kann also aus der diagnostischen Perspektive der Feindbilder die Umweltbewegung nicht nur als rationale Reaktion auf ein reales Problem begreifen, sondern Mülltrennung auch als eine Art „ökologischen Ablasshandel“ interpretieren.

Interessant unter zeitdiagnostischen Gesichtspunkten ist nun die Frage, was passiert, wenn die diversen Ordnungen (staatlich, religiös, kulturell, etc), die in traditionellen Gesellschaften noch halbwegs aufeinander bezogen sind, in modernen Gesellschaften allmählich zerfallen (oder etwas positiver formuliert: verflüssigt werden) und wenn die Logiken dieser diversen Ordnungen auseinander fallen.

Man kann die möglichen Effekte solcher Prozesse der Erosion an Extrembeispielen studieren. Zygmunt Bauman beschreibt in diesem Zusammenhang beispielsweise sogenannte „explosive Gemeinschaften“ am Beispiel der jüngsten Kriege auf dem Balkan. In diesen Gesellschaften wiederholen sich quasi archaische Vergemeinschaftungsrituale: Es wird kollektiv ein Verbrechen begangen, an dem alle irgendwie teilnehmen, und das schafft die Gemeinschaft. (Beispiel Massenvergewaltigungen). Die Angst vor der Rache der anderen, hält die Gemeinschaft dann zusammen. Das „ursprüngliche Verbrechen“ (ein Begriff, den der Religionstheoretiker Rene Girard geprägt hat) Daher ist die Frage nach Kriegsverbrechen nicht nur unter dem Gesichtspunkt Kriminalität interessant, sondern auch als Form der Bildung von Gemeinschaften.

Historische Beispiele finden sich zuhauf. Ein klassischer Fall ist die Französische Revolution von 1789, wo die Enthauptung des Königs als der kollektive Mord betrachtet werden kann, der die Republik begründet. Auch die Struktur archaischer Strafen wie Steinigung zeigt diesen Zusammenhang: alle beteiligen sich an dem Mord!

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Opfers als Ritual: Es handelt sich hier um die Wiederholung des ursprünglichen Verbrechens, des kollektiv begangenen Mords – eine Erinnerung, in der die Gemeinschaft wieder beschworen wird. Rene Girard vertritt die These: Das Religiöse ist die gebannte Gewalt – wenn die Religion verschwindet, bricht die Gewalt wieder hervor.

Dazu kann man natürlich sofort die Gegenthese entwickeln: im Namen der Religion wurden viele Verbrechen begangen, von den Kreuzzügen bis hin zu den derzeit religiös motivierten Aktionen. Aber dies widerspricht eigentlich nicht der Interpretation. Denn es geht, auch bei Glaubensgemeinschaften, immer um die Binnensolidarität. Man kann durch die Projektion nach außen (auf Ungläubige oder Ketzer) im Inneren Solidarität erzeugen: Der projizierbare Außenfeind, so die alte These, stärkt die Binnensolidarität.

Was lernen wir aus Feindbildern? Der Mechanismus der Vergesellschaftung kann auch ex negativo funktionieren: Angst, Aggression, Feindschaft sind ebenso Grundlage des Sozialen wie Solidarität, gemeinsam geteilte Werte, Arbeitsteilung und Kooperation. Sie sind gewissermaßen die Rückseite dessen, was die Soziologie gemeinhin sucht.

Das führt uns zu den Feinden in der Gegenwart und der zeitdiagnostischen Dimension von Feindbildern. Als Maxime gilt: Sage mir, wer Dein Feind ist und ich sage Dir, wer du bist.

Andererseits lässt sich eine Analyse der Feindbilder sich auch dahingehend betreiben, dass man sie reflexiv wendet: also die verdrängten Anteile der eigenen Person können in den Feindbildern sichtbar werden → Das Motiv hier

ist Aufklärung (die emotional gefärbte Ablehnung von Feinden, soll überführt werden in ein Verständnis des Mechanismus, der dieser Projektion zugrunde liegt. Oder wie ein berühmter Wiener es formulierte: wo „Es“ ist, soll „Ich“ werden).

Damit entsteht eine doppelte Optik:

Feindbilder als das, was „Wir“ wirklich bescheuert und kritikwürdig finden und Feindbilder als Projektionen eigener Ängste / Aggressionen

Insgesamt ist für die soziologische Analyse der Mechanismus wichtig:

Feindbilder schaffen Übersichtlichkeit in einer unübersichtlichen Welt.

Was sind mögliche Kandidaten für zeitgenössische Feindbilder, mit deren Hilfe man Ordnung in der sozialen Unübersichtlichkeit schaffen kann, in dem man die Innen/Außendifferenz symbolisch markiert?

Aktuell einer der interessantesten Fälle ist die Kampagne gegen die Raucher. Hier lässt sich zeigen, wie zum Beispiel hegemoniale Bilder von Männlichkeit /Weiblichkeit sich verändern, wie die Vorstellung von Gesundheit und Fitness sich wandelt.

Ein anderer analytisch ergiebiger Fall ist die Skandalisierung und Verteufelung von Straftätern aus dem Bereich der Sexualstraftaten. Auch hier zeigt sich, dass es sozusagen Tiefendimensionen gibt, die sich mit Hilfe des Feindbilds Sexualtäter bearbeiten lassen. In modernen Gesellschaften verschiebt sich die sexuelle Ordnung, die Struktur der Familie, der familiären Arbeitsteilung etc. sind im Wandel begriffen. Durch die öffentlichkeitswirksame Vorführung derjenigen, die gegen die etablierte sexuelle Ordnung verstoßen, wird diese in ihrer Geltung bestätigt.

#### **4a. Die Wissensgesellschaft Teil I**

Mit den Themen „Öffentlichkeit“ und „Feindbilder“ hatten wir zwei allgemeine Perspektiven zum Thema, die sich mit der Frage beschäftigen: wie konstituiert sich Gesellschaft / was hält Gesellschaft zusammen. Auch hier gibt es historische Veränderungen, die für eine zeitdiagnostische Analyse brauchbar sind: jede Gesellschaft hat ihre spezifischen Feinde und der Strukturwandel der Öffentlichkeit und der gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse hat Folgen für die Möglichkeiten der kollektiven Selbstthematisierung.

Mit dem Thema „Wissensgesellschaft“ betreten wir jetzt zum ersten Mal das Feld der diversen Bindestrich-Diagnosen zeitgenössischer Gesellschaften. Alle diese Interpretationen (Risiko-, Wissens-, Erlebnis-, Sicherheits-, Multioptions- und Weltgesellschaft, um nur die prominentesten zu nennen), stellen immer den Versuch dar, die derzeitige Gesellschaft unter einem Zentralbegriff zu fassen.

Die Frage, die sich diese Ansätze stellen, lautet also: gibt es einen Begriff, einen Mechanismus, eine Produktionsweise, ein Glaubensbekenntnis, eine Lebensform, durch den die gegenwärtige Gesellschaft in ihrer Besonderheit entschlüsselt werden kann, durch den sie sich von früheren gesellschaftlichen Formationen abhebt?

Immer wird dabei mit einer spezifischen Leitdifferenz operiert: d.h. zu jeder dieser Gesellschaften gibt es in aller Regel einen Gegenbegriff:

Risiko / Sicherheit

Wissen / materielle Produktion

Erlebnis / Askese

Konsum / Produktion

Erfolgs / Leistungsgesellschaft

Welt / Nationalgesellschaft

Immer finden wir auch ein historisches Motiv in diesen Diagnosen. Sie reklamieren für sich, die jeweils neueste „Entwicklung“ zu thematisieren und darüber die Gegenwart zu entschlüsseln. (Das ist wichtig, weil es auch Analysen gibt, die von einem Grundbestand an Universalien ausgehen, die m.a.W. nicht vom Wandel ausgehen, sondern allgemeine a-historische Strukturbedingungen angeben. Wir werden diese Ansätze später auch noch kurz behandeln)

Bei historischen Veränderungen kommt es immer auf die Kalibrierung der Optik an. man kann theoretisch begründete Periodisierung über lange Zyklen einführen und kommt dann etwa auf die Abfolge von segmentär strukturierten, hierarchisch aufgebauten und funktional differenzierten Gesellschaften – eine Typologie, die in der Systemtheorie beliebt ist. Man kann auch Phaseneinteilung wie Feudalismus, Absolutismus, Demokratie und die jeweils dazugehörigen Verfassungen: vorstaatlich, staatlich, globale, sowie die entsprechenden Produktionsweisen vom Früh- über den Industrie- bis zum Spätkapitalismus verwenden.

Manchmal kann man sich auch auf kurze Zyklen stürzen und die Popmusik von Elvis über die Beatles bis zu Madonna typisieren.

Egal, welche dieser Phasen oder Übergänge man verwendet, man kann zu solchen Ordnungen verschiedene Haltungen einnehmen: In etwas grob stilisierender Manier möchte ich hier unterscheiden zwischen einer objektivistischen Haltung, die von der These ausgeht, es ist so wie es ist und die Entwicklung schreitet mit eherner Logik voran. Anders die pluralistische Haltung: es existieren verschiedene Formen der Selbstbeschreibung von Gesellschaft und jede ist auf ihre Weise selektiv. Alter kann zu ego sagen: ich sehe was, was du nicht siehst und vice versa.

Schließlich kann man eine konstruktivistisch-reflexive Haltung einnehmen und sich fragen, wie kommt eine Gesellschaft dazu, sich ihre Vergangenheit und

Gegenwart in immer neuen Formen zu vergegenwärtigen? Warum und wie ändert sich das Selbstbild (oder die Selbstbilder) einer Gesellschaft im Verlauf der Zeit.

Damit sind wir wieder bei einer Frage, die uns schon seit der ersten Sitzung begleitet: Was ist der Status von Zeitdiagnosen? Kann man überhaupt über ‚die‘ Gesellschaft sinnvolle und verbindliche Aussagen machen? Oder leben wir nicht alle in unterschiedlichen Welten?

Betrachtet man beispielsweise die „Welt“ oder die „Gesellschaft“, in der Migranten leben, so wird man feststellen, dass sie sich von der Welt/Gesellschaft unterscheidet, in der Inländer leben. Ähnlich verhält es sich mit Armen und Reichen, mit Männern und Frauen, Alten und Jungen. Zudem ist bei allen Diagnosen zu fragen: worauf beziehen sie sich: auf Österreich, Europa, „den“ Westen, die Welt als Ganze?

Sodann ist bei allen Diagnosen über den Zustand, die Entwicklung den Aufschwung oder Verfall von Gesellschaften immer die Frage zu stellen: Wer spricht? Man hüte sich vor Texten, die in der unpersönlichen Form daherkommen. Formulierungen des Typs „Hier zeigt sich...“ oder „Wie man sieht ...“ sind immer mit Vorsicht zu genießen.

Wenn man also die Position, von der aus beobachtet und diagnostiziert wird, mit berücksichtigt, dann hat man einen besseren (und kritischeren) Zugang zu den diversen Diagnosen. Jede/r der/die spricht, kann dabei gesellschaftlich akzeptierte Formen der Glaubwürdigkeit für sich reklamieren. Der Soziologe spricht im Namen der Wissenschaft, der Papst im Namen der Kirche, der Nachrichtensprecher im Namen der objektiven Berichterstattung, der Experte vor dem Hintergrund seines vermeintlich privilegierten Wissens, der Mann und die Frau auf der Straße, der oder die Betroffene auf der Grundlage der Evidenz und Befindlichkeit, die sie für sich als authentisch reklamieren.

Für die Analyse der verschiedenen Interpretationen kommt es dann vor allen Dingen darauf an, sich Gedanken über die Interessen zu machen, die ein jeder verfolgt. In etwas stilisierender Manier könnte man sagen.

Der Soziologe spricht oft als der „Besserwisser“, der gehört werden und sein Wissen in der Form einer neuen Gesellschaftsdiagnose verkaufen will.

Der Papst will, dass die Leute Kirchensteuer zahlen und am Sonntag in die Messe gehen, keine Muslime heiraten und Sex ohne Verhütungsmittel haben und ansonsten die Kirche als Autorität anerkennen.

Der Nachrichtensprecher beansprucht für sich, das Sprachrohr zu sein, dass allen vermitteln will, dass die Welt im Prinzip in Ordnung ist, dass die Bösen entdeckt und an den Pranger gestellt werden und dass es sich lohnt, die Nachrichten einzuschalten, weil man immer etwas Spannendes erfährt.

Die anderen agieren oft nach dem Motto: man will zeigen, dass man selbst nicht an diesem oder jenen Missstand schuld ist, dass man auf der richtigen Seite steht und dass man weiß, wer verantwortlich zu machen ist.

Die sogenannten Betroffenen (eine Kategorie von Akteuren, die es erst seit ein paar Jahren gibt): die reklamieren für sich, dass sie qua Status immer recht haben. Das gilt besonders bei Minderheiten oder sogenannten Randgruppen: Fraue, Ausländer, Behinderte, und sonstige Gemeinschaften, die für sich einen privilegierten Status reklamieren.

Da wir gesehen haben, dass in der Öffentlichkeit eine Vielzahl von Deutungen in Konkurrenz um das Gehör von Mehrheiten stehen, gilt es ebenfalls zu fragen: wer wird gehört? Wer hat den größten share of Voice? → Wir erinnern uns:

- 1 Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut in der Mediengesellschaft
- 2 Je lauter einer schreit, und je plausibler einer die Sache darstellt, desto höher die Chance, gehört zu werden (hier helfen dann z.B. passende Feindbilder, denen man die Verantwortung für alle möglichen Misstände zurechnen kann.)

Also für Gesellschaftsdiagnosen stehen die folgenden Fragen im Zentrum:

- Wer spricht?
- Was sagt er oder sie (oder welche Belege werden beigebracht!)?
- Welche Interessen werden damit verfolgt?
- Wer wird gehört und warum?

Diese Fragen können wir auf die Wissensgesellschaft anwenden. Hier gibt es im übrigen eine ganze Reihe von zeitdiagnostischen anspruchsvollen Variationen des Themas „Wissensgesellschaft“. Wie werden uns hier mit der Ausprägung der Wissensgesellschaft in der Form der sogenannten Beratergesellschaft (oder des Beraterkapitalismus) beschäftigen.

Zunächst: Was heißt Wissen? Wozu braucht man Wissen? Wer verfügt über Wissen?

Früher sah man Wissen als etwas, das die gebildeten Stände besaßen. Praktisches Wissen (etwa das Wissen des Handwerkers hatte einen eher niedrigen kulturellen Status). Wissen galt als eine kulturelle Ressource. Es umfasste die Kenntnis von Literatur, die sogenannte Allgemeinbildung. Es war m.a.W. nicht das Wissen, das man für den Arbeitsbereich benötigt, sondern zeichnete sich gerade dadurch aus, dass es „sinnlos“ i.S. von mangelnder praktischer Verwertbarkeit war. Das in etwa war in grober Stilisierung der Inhalt des alten Bildungsbegriffs, sozusagen vor Erfindung der Wissensgesellschaft.

Mit der Entdeckung der Wissensgesellschaft im traditionellen Sinn ändert sich das. Wissen wird plötzlich als Produktivkraft gesehen. Der Übergang zur Wissensgesellschaft ist zugleich der Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft:

nicht mehr das Erfahrungswissen des Handwerkers, das an die Produktion gebunden ist (das Wissen des Schreiners, des Bäckers, des Schmieds) spielt eine herausragende Rolle, sondern neue Wissensformen. Das traditionelle Wissen und die Kenntnisse/Fertigkeiten der Handwerker im allgemeinen, entwickelten sich im Stoffwechsel mit der Natur.

Das neue Wissen, das die Wissensgesellschaft auszeichnet, ist das Wissen der Techniker, Verwalter, Manager, der Beamten, die Dinge und Prozesse regulieren und nicht Produkte im materiellen Sinne mehr herstellen. (im Englischen taucht für die neuen Dienstleistungstätigkeiten der schöne – oder entlarvende – Begriff des „people –processing“ auf!)

Die These zu Beginn der Wissensgesellschaft war seinerzeit: je mehr Wissen & Technik einer Gesellschaft zur Verfügung steht, desto besser geht es auf Dauer allen. Die Maschinen, so hoffte man, übernehmen die Produktion. Es entwickelten sich „Technofantasien“, die man heute noch nachlesen kann in dem bekannten Buch des amerikanischen Soziologen Daniel Bell mit dem Titel „The coming of the post-industrial society“

Man ging davon aus, dass alles irgendwie vom Wissen abhängt. Die Produkte und die industrielle Fertigung, alles war wissensgesättigt und konnte durch Wissen besser, billiger und effektiver werden. Das war die alte Wissensgesellschaft als Dienstleistungsgesellschaft, in der Wissen und Produktivitätssteigerung zusammen gedacht wurden.

Später dann dehnte sich die Idee, dass Wissen wichtig sei, auf andere Bereiche aus. Auch die Lebensführung und der individuelle Erfolg, so dachte man, hängt ab von dem, was einer weiß oder davon, dass er sich Erfolgsrezepte anliest. Gehen Sie heute in eine Buchhandlung und die größte Kategorie der Bücher sind die sogenannten Ratgeber! („14 sichere Wege zu Erfolg, Schönheit und Glück) Man könnte hier im Gegensatz zur (post)industriellen Wissensgesellschaft von der wissensvermittelten individualisierten Erfolgsgesellschaft sprechen.

Betrachtet man die Entwicklung der „Semantik“ der Wissensgesellschaft im Zeitraum seit den Sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts, so sehen wir, wie sie allmählich die Risikogesellschaft übergeht. Daniel Bell als gefeierter Zeitdiagnostiker wird abgelöst durch Ulrich Beck.

Es sind zusehends Katastrophen und Gefahren, die man mit Wissen und vor allen Dingen mit Wissenschaft in Verbindung bringt. Das beginnt bei der schon mehrfach zitierten befürchteten Klimakatastrophe.

Becks Buch Risikogesellschaft kommt gleichzeitig mit der Katastrophe von Tschernobyl auf den Markt – wollte man es böse formulieren: eine bessere Werbung hätte es für dieses Buch nicht geben können.

Die Risikogesellschaft tritt uns gegenüber als ins Negative gewendete Wissensgesellschaft. Auch der technische Fortschritt ist jetzt nicht mehr nur

„positiv“ bewertet, wie in der alten Wissensgesellschaft. (Damals hoffte man – ernsthaft! – dass es in absehbarer Zukunft atomgetriebene Kühlschränke und Autos geben würde!)

Aber der alte Impetus der Wissensgesellschaft wirkt weiter: das Leben, die Produktion, die Gesellschaft in allen Bereichen wird nach wie vor „verwissenschaftlicht. An der Börse hat der Analyst mit seinem betriebswirtschaftlichen Voodoo das Sagen; die individuelle Lebensführung steht unter dem Vorbehalt, dass man sich gesund nach neuesten ernährungswissenschaftlichen Kenntnissen ernährt, ein ausgefinkelttes Fitnessprogramm betreibt und genetische Risiken durch entsprechende Diagnosen ausschließt (Zur Erbauung: googeln sie mal unter: „Me and 23“) Und auch die Medizin heilt nicht mehr nur, sondern wird zur ambivalenten Kunst, die mehr Schaden als Nutzen anrichten kann.

Das ist dann Wissensgesellschaft im neueren Sinne: Wissen wird zum Risiko und wirkt damit als gleichsam negative Kraft! Der technische Fortschritt verschafft uns nicht die erhoffte Erleichterung, sondern bringt mehr Probleme hervor, als er löst. (Wer will, kann bei Ulrich Beck in den Nachfolgebänden zur Risikogesellschaft die optimistischen Lösungsvorschläge für diese Situation nachlesen.)

Wieder können wir uns zwischendrin fragen:

- Wer spricht: der Techniker, der Sachbuchautor, der Wissenschaftler als Berater der Politik?
- Was sagt er oder sie, welche Belege werden beigebracht? Immer komplexere Modelle und Berechnungen von Risiken und Chancen dieser oder jener Technologie oder Politik
- Welche Interessen werden damit verfolgt? Hier kommen wir auf einen wichtigen neuen Aspekt: Wissen wird zunehmend verkäuflich!
- Und schließlich die Frage: Wer wird gehört und warum? Es taucht eine neue Klasse von Experten auf, die unter dem Label Berater (oder schicker auf englisch: Consultants) agieren und ihr Wissen für teures Geld anbieten.

Wissen wird verkäuflich und vielfältig eingebunden in ökonomische Prozesse.

Es gewinnt an Wert / verliert an Wert, es wird zur Ware und damit zum Privateigentum: es wird verkauft, es wird gehandelt, es wird beworben.

Das ist es, was mit Beratergesellschaft oder Beraterkapitalismus gemeint ist:

Die Beratergesellschaft finden wir wieder im Consulting für den kleinen Mann / die kleine Frau. Wissen tritt uns hier als Sachbuch und Ratgeber für richtige Lebensführung entgegen.

Der Beraterkapitalismus zeichnet sich im Bereich der Ökonomie dadurch aus, dass externe „Wissensverkäufer“ für die Gestaltung des ökonomischen

Prozesses zuständig werden. (Man kann hier eine Abfolge machen vom Eigentümer- über den Manager- hin zum Beraterkapitalismus!)

Was heißt es nun, wenn Wissen in der Wissensgesellschaft zur Ware wird. Wissen, das per definitionem öffentlich, allen zugänglich und universell war (auch wenn der reale Zugang sozial beschränkt blieb), ist plötzlich nur mehr gegen Geld zu haben.

Beispiele vor unserer Haustüre bietet z.B. die Publikation von wissenschaftlichen Ergebnissen. Forschung wird in aller Regel mit öffentlichen Mitteln finanziert, aber die Verlage, die diese Forschungsergebnisse publizieren, verkaufen sie für teures Geld (zusehends auch im Internet!) Es erweitert sich der Bereich der Patentierbarkeit von Wissenschaftlichen Erkenntnissen. Ein derzeit heiß umstrittener Bereich sind die sogenannten Genpatente. Die zentrale Frage lautet hier: kann man einen gentechnisch veränderten Organismus (also quasi ein Stück „Natur“) zum Privateigentum qua Patent erklären?

Nehmen wir ein Beispiel für die Bedeutung von verkäuflichem Wissen und seine Wirkungen, das direkt vor der Haustüre zu studieren ist: Die Wissensgesellschaft i.S. des Beraterkapitalismus lässt sich an der permanenten Universitätsreform analysieren und zwar in mehrfacher Hinsicht.

- (1) wird hier eine Institution oder Organisation, die Wissen produziert, durch Berater reformiert und
- (2) ändert sich damit auch das, was als Wissen gilt!

Wer sind hier die Akteure?

Politik,

Industrie,

Studenten,

das universitäre (Lehr)personal

und vor allen Dingen – die Berater!

Deren lukrative Aufgabe besteht in der Zertifizierung von Studiengängen, der Begleitung von Studienreformen, der Entwicklung neuer Studiengänge, neuer Inhalte, m.a.W. der ökonomischen Rationalisierung der Universität.

Das lässt sich mit bloßem Auge beobachten und am eigenen Leibe erleiden. Nun kann man sich fragen: Was sind die Erfolgskriterien einer solchen Reform? Hier nur ein paar Stichworte: aus dem alten Dekanat wird das „Servicecenter“ In der Lehre werden neuen Positionen geschaffen, die schlechter bezahlt sind, aber mehr Leistung erfordern (in Deutschland die sog. „Lehrkräfte f. besondere Aufgaben“)

Der Wert einer universitären Einrichtung wird nach neuen Indikatoren bemessen, etwa der Einwerbung von Drittmitteln. Daran orientiert sich dann auch die Geldverteilung auf die einzelnen Fächer, Institute Departments. Man führt das „Ranking“ ein, es findet ein „Assessment“ statt und jeder – Studierende, wie Lehrende – sieht sich dauernd unter den Druck eines Bewertungsregimes, das nicht nach wissenschaftsinternen (oder disziplinspezifischen) Kriterien organisiert ist. Maßstab wird eine mehr oder weniger fiktive Leistung, die sich an außerwissenschaftlichen Indikatoren festmacht.

Was lernt man gerade an diesem Beispiel vor der eigenen Haustüre über die Wissensgesellschaft in der Form des Beraterkapitalismus?

Wissen dient dazu (oder scheinbar dazu) Strukturen und Prozesse zu rationalisieren und flexibilisieren!

Die Universität (ein strukturell konservatives System) wird jetzt flexibilisiert, und das heißt dann z.B. auch privatisiert, dem Markt ausgesetzt, Angebot und Nachfrage sollen die Wissenschaft steuern und Verkäuflichkeit wird zum Kriterium

((Ein schönes Beispiel, wie das daneben gehen kann, ist die Karriere der sogenannten Exotenfächer, wie Islamwissenschaften, die in den USA sehr zurückgeschraubt wurden und plötzlich nach 9/11 wusste man nicht, wo man sich Informationen holen sollte. Heute gehören die Islamwissenschaften in den westlichen Universitäten zu den Boomfächern, die ausgebaut werden.))

Beispiele wie diese, führen dann über zum zweiten Aspekt der Wissensgesellschaft in der neuen Form: Was heißt diese Veränderung der Wissenskultur und Wissensökonomie für diejenigen, die an Universitäten Wissen erwerben oder sich aneignen? Wozu kann es genutzt werden? Kann es auch verkauft werden?

Auf der ideologischen Ebene wird mit Begriffen wie Bildungskapital argumentiert: Wissen sei eine wichtige volkswirtschaftliche Produktivkraft. Da wir keine Rohstoffe besitzen, ist Wissen wichtig, es schafft Innovationen und die kann man dann verkaufen.

Was aber bedeutet das auf der individuellen Ebene für die „Träger“ des Wissens? Was heißt es für die Studierenden, wenn Wissen nachgefragt wird. Ökonomisch gesehen haben wir entweder ein Knappheitsproblem oder einen Prozess der Inflationierung. Der Preis der Arbeitskraft des Wissensarbeiters hängt ab vom Angebot und von der Nachfrage. Da der Erwerb von Wissen auch unter Bedingungen einer beschleunigten Ausbildung immer noch eine gewisse Zeit braucht, besteht die Gefahr, dass man als Studierender Opfer eines

Schweinyklus wird: Wer meint, mit Bildung Geld zu verdienen, geht dorthin, wo er Wissen erwirbt, das verkäuflich ist! Wenn das aber gleichzeitig sehr viele tun, dann kann es passieren, dass der Markt gesättigt ist, wenn man individuell als Anbieter mit seinem Wissen auftritt, was dann zur Folge hat, dass man keinen guten Preis dafür erzielt. (Was dann wieder dazu führt, dass weniger von diesen Wissenszertifikaten produziert werden, was dann wieder zu steigender Nachfrage führt.... usw. ad lib. Im Bereich der Lehrerbildung kann man diese Schwankungen seit Jahrzehnten beobachten!)

#### **4b. Die Wissensgesellschaft Teil II**

Wir hatten festgestellt: Wissen wird in der Dienstleistungsgesellschaft zur Ressource, wandelt dann irgendwann sein Gesicht – das führt von wissensvermitteltem Technooptimismus zu wissensinduziertem Technopessimismus. Diesen Prozess kann man ein Stück weit als die Folge der Anwendung des Wissens auf sich selbst rekonstruieren (→ und das ist der Prozess, den Ulrich Beck mit seiner reflexiven Modernisierung in den Griff kriegen will)

Wenden wir uns jetzt noch mal einem konkreten Beispiel zu und betrachten in etwas weiterem Zusammenhang den Fall und die historische Entwicklung der Universität, um zu sehen, wie sich Wissensgesellschaft entwickelt und welche Folgen sie haben kann.

Die Universität wird traditionell als ein „konservatives Soziotop“ begriffen. Historisch sind Universitäten entstanden aus der kirchlich-klerikalen Ordnung. Die Hauptbeschäftigung der Universitätsangehörigen war das Lesen alter Texte. „Erkenntnisse“ wurden mit Verweis auf die alten Quellen der Klassiker gerechtfertigt („Aristoteles dixit“). Die zentralen Fakultäten der mittelalterlichen Universitäten waren:

- Philosophie
- Jurisprudenz
- Theologie
- Logik

Die gesellschaftliche Funktion der Universität bestand neben der Ausbildung der Eliten im Mittelalter im wesentlichen in der Entscheidung von Disputen rechtlicher und/oder theologischer Art.

Das ändert sich mit der Entstehung der sogenannten neuzeitlichen Wissenschaft. Die ist gekennzeichnet durch einen neuen Wissenstypus, der entsteht durch die Kombination der „liberalen“ und „mechanischen“ Künste. Die liberalen Künste

(also die klassischen universitären Fächer) brachten das systematische Element der Logik und rationalen Diskussion ein, die „mechanischen“ Künste waren stark im empirisch-experimentellen Bereich. Das waren sozusagen die Bastler. Der Interesse erwuchs aus ganz praktischen Fragen. Sie beschäftigten sich mit Problemen der Kriegführung (Mechanik, Ballistik). Universalgelehrte wie Leonardo Da Vinci waren auch und vor allem Militärtechniker. Hinzu kam das Interesse der Herrscher an Luxus und Deutung: so hatten Bastler der Hydraulik und Astronomie einen guten Stand bei Hofe und immer genügend Mittel für ihre Arbeiten. Eine dritte Säule neben Krieg und Luxus war der Handel. Hier sehen wir die Forschungen über Navigation, den Bau von Wasserwegen, Arbeiten im Bereich der Optik, die Entwicklung des Kompass.

Es gab also damals durchaus praktische Interessen in der Wissensproduktion!!! Daraus entsteht – wenn Sie mir diesen Schweinsgalopp durch die Geschichte der Universität gestatten – durch Ausdifferenzierung das, was wir später als das sogenannte Humboldt'sche Universitätsideal kennen lernen. Wichtig an diesem Idealmodell der universitären Wissenschaft ist folgendes: einerseits ist die Universität staatlich finanziert, andererseits sollte die Wissensproduktion dort möglichst frei von staatlichem Einfluss und von Verwertungsbedingungen stattfinden. (Für die Ausbildung der Techniker gibt es später dann die Technischen Hochschulen.)

Die Rekrutierung und Reproduktion dieser Universität geschieht im wesentlichen nach internen Kriterien, es herrscht das Prinzip der Selbstselektion (auch wenn die Staatsminister aus politischen Gründen immer wieder interveniert haben!)

Festzuhalten bleibt an der Idee die Orientierung: Wissenschaftliche Wissensproduktion ist unter externen Gesichtspunkten mehr oder weniger zweckfrei, und die Wissenschaftler / Forscher / Lehrenden sind durch das Modell der Pragmatisierung unabhängig von externen Vorgaben. (Das ist auch nicht unproblematisch, hat sich aber historisch unter bestimmten Bedingungen ganz gut bewährt)

Natürlich war die Verwendung des Wissens immer schon staaterhaltend und auch ordnungsorientiert. Das zeigt sich am Beispiel der Soziologie ganz besonders: Comte, St. Simon, Tocqueville u.a. waren alle an einer (autoritären) Rationalität des modernen Staatswesens interessiert.

Zusammenfassen lässt sich dieses stilisierte alte Modell wie folgt: Die Universität gilt als ein Ort, an dem Wissen generiert, langsam fortentwickelt und bewahrt wird, indem man Studierende in die entsprechende Arbeits- und Lebensform der Wissenschaft einweist und ihnen Erkenntnisse vermittelt. Die akademische Ausbildung war dabei immer schon ein Privileg der Reichen mit gelegentlicher Kooptierung der Klugen aus der Schicht der Armen (dabei spielten früher die Klöster eine erhebliche Rolle!)

Gesellschaftlich gesehen diente die akademische Wissensproduktion, die auf der Eliten-Idee basierte der Reproduktion der herrschenden Klassen. Es gab nur einen geringen Anteil an Akademikern an der Gesamtbevölkerung.

Wir treten nun ein in die Wissensgesellschaft 1:

Wissen wird als Produktivkraft verstanden: Techniker & Planer werden in größeren Mengen benötigt, weil das, so die These, zu einer Verbesserung des Lebens und zur Erhöhung der Produktivität führen wird.

Es erfolgt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Bildungsexpansion: Die Losung lautet: Wir brauchen mehr Akademiker (zunächst tatsächlich nur Männer → das Problem der Frauenquote stellt sich erst später!)

Es folgt ein starker Ausbau der Universitäten, es gibt Neugründungen und die Idee der Wissensgesellschaft i.S. der Dienstleistungsgesellschaft wird umgesetzt nach dem Motto: „More of the Same“.

Die Herstellung von Wissen und die Ausbildung von Akademikern kostet natürlich Geld. Das wird aus den öffentlichen Haushalten bereit gestellt.

Wenn einer 100 kostet und wir wollen zwei, dann müssen wir 200 investieren, also erhöhen wir das Bildungsbudget. Vorherrschend war die Idee des linearen Wachstums, verstanden auch als Expansion und Erweiterung des Kanons der Fächer. Damals in der zweiten Hälfte 20. Jahrhunderts war auch die Hochzeit der Sozialwissenschaften als Gerechtigkeits- und Planungswissenschaften.

Die Idee dahinter war so simpel wie einleuchtend: die Gesellschaft kann erforscht werden, wie ein Mechanismus, es gibt gesellschaftliche Bewegungsgesetze und wenn die bekannt sind, dann kann gesteuert und gezielt verändert werden. Die zentralen Akteure sind in diesem Modell die wissenschaftlich angeleiteten Politiker, die Gesetze machen.

Der für die Frage der Wissensgesellschaft zentrale Aspekt ist der: Wissen wird als Produktivkraft gesehen, es soll dazu dienen, einen als unproblematisch gedachten Fortschritt zu befördern und die Universitäten werden ausgebaut, sodass mehr Akademiker produziert werden.

Parallel dazu verläuft eine politische Entwicklung, die unter dem Stichwort „Demokratisierung der Hochschule“ eine Reihe von Zielen verfolgt: es sollen mehr „Arbeiterkinder“ eine akademische Ausbildung genießen, da der Bedarf an akademisch gebildeten Arbeitskräften steigen wird (und man entsprechend das Angebot erhöhen will); es sollen andere Entscheidungsstrukturen implementiert werden, die eine Beteiligung aller Universitätsangehörigen ermöglicht und relativ spät kommt dann auch die Forderung, mehr Frauen an die Universität zu bringen. Man kann diese erste Phase der Universitätsreform im Kontext der Wissensgesellschaft I (also Wissensgesellschaft als postindustrielle Dienstleistungsgesellschaft) interpretieren als Expansionsstrategie, bei der neue Gruppen akademisch ausgebildet werden sollen, um den vermeintlichen Bedarf an Akademikern zu befriedigen.

Die damit einhergehende Änderung der Universitätsstrukturen ist im Wesentlichen eine Frage der internen Rationalisierung, d.h. als die Experten gelten diejenigen, die in der Universität arbeiten und ausgebildet werden: Studenten, Mitarbeiter, Professoren.

Wie sieht nun an der Universität der Übergang zur Wissensgesellschaft II aus?

Wir hatten die Wissensgesellschaft II als „Beraterkapitalismus“ definiert. Das heißt

1. Wissen wird in jeder Hinsicht verkäuflich und
2. diejenigen, die es verkaufen verändern damit den Bereich, in dem es eingesetzt wird. Und damit stellt sich
3. die Frage: um was für eine Art von Wissen handelt es sich dabei?

Einfach ist das am Beispiel von Unternehmen zu zeigen: Die Unternehmensentscheidungen werden im Lauf der Zeit von Eigentümern auf die Manager verlagert und vor dort jetzt zusehends auf die sogenannten Berater (business consultants), die ihr Expertenwissen an die Unternehmen verkaufen, und entsprechende Versprechungen hinsichtlich Kostensenkung, Flexibilisierung und Gewinnsteigerung, also höherer Profite machen. Letztlich geht es dabei auch immer um Zurechnungsfragen, also um die Frage: Wer ist für was verantwortlich?

Wichtig ist hier folgendes: Das Wissen der Berater ist nicht mehr wie in der Wissensgesellschaft I ein neutrales Instrument, das man einsetzen kann i.S. von Erfahrungen oder Technik, sondern eine Ware, die verkauft wird. Dementsprechend haben diejenigen, die es verkaufen ein Interesse daran, es möglichst teuer zu verkaufen. (Wenn Sie ein paar Jahre viel Geld verdienen wollen, heuern Sie bei McKinsey oder Roland Berger an!)

Soziologisch interessant ist dabei das Problem, wie Wissen, das traditionell eigentlich öffentlich ist, zur verkäuflichen Ware werden kann. (Man denke in diesem Zusammenhang an das Beispiel von Computerprogrammen!)

Kehren wir zurück zu unserem Beispiel: Wie kommen die Berater in die Universität und welche Berater sind das und vor allen Dingen, welche Folgen hat der Einsatz dieser Fachleute am unteren Ende, da wo die Studierenden sitzen?

1. Wie und warum kommen die Berater in die Uni?

Der Trend zur Privatisierung staatlicher Dienstleistungen erfasst irgendwann auch die Universitäten. Die politische These dahinter ist simpel: wir haben eine fiskalische Krise des Staates und ohnehin eine zu hohe Staatsquote, dem stehen zunehmend weniger Einnahmen der öffentlichen Hand gegenüber. Also muss

man die staatlichen Dienstleistungen unter Kostengesichtspunkten durchleuchten. Das machen die externen Berater. Demnach wird gefragt: was kostet Bildung? Und: Was bringt Bildung?

2. Welche Berater sind das, die in der Universität Veränderungen vorschlagen?

Es handelt sich i.d.R. um typische traditionelle Unternehmensberater, die ihr Modell und ihr Denken auf die Uni übertragen: dementsprechend werden Studenten zu Kunden und Vorlesungen zu Produkten, die nachgefragt werden. Das gleiche gilt für akademische Abschlüsse.

Es wird versucht, das Ganze unter dem Gesichtspunkt: „Was kostet es?“ zu bearbeiten. Aber wie berechnet man das? Wie berechnet man die Kosten von Wissen und von Bildung? Und vor allen Dingen, wie berechnet man den Wert von Bildung? (Wer sich dafür interessiert, der sei auf die Schriften des Wiener Philosophieprofessors Liesmann verwiesen, besonders auf sein Büchlein Theorie der Unbildung.)

Diese Reorientierung führt zu folgendem Problem: Universitäten müssen Indikatoren entwickeln, damit das, was hier geschieht, berechenbar wird. Was aber sind sinnvolle Indikatoren?

Beispiel: Studienabschlüsse. Für wen wird der Wert berechnet?

Für die Politik, die Industrie, diejenigen, die sie erwerben?

In idealisierender Zuspitzung kann man folgendes sagen.

Für die Politik gilt: je mehr und je schneller umso besser!

Für die Industrie: je mehr auf dem Markt, desto billiger sind die Arbeitskräfte

Und was sind die Kriterien für die anderen Akteure?

3. Welche Folgen kann eine solche Umorientierung haben?

Für die Studierenden:

(a) Die Hoffnung auf eine Verbesserung der eigenen Arbeitsmarktposition wird tendenziell enttäuscht, denn je mehr Leute studieren, desto niedriger ist der Wert des eigenen Abschlusses. Vor diesem Hintergrund ist z.B. auch der Trend zu privaten Bildungseinrichtungen wie den sog. „Business Schools“ zu sehen. Man zahlt hier mehr, hofft aber auch, am Ende mehr herauszubekommen. (Das stimmt tendenziell auch. Allerdings weniger aufgrund der besseren Inhalte, die dort vermittelt werden, sondern aufgrund der besseren Kontakte, die man dort knüpfen kann.)

(b) Die Hoffnung, etwas zu lernen, sich mit einer Sache zu beschäftigen, oder auch nur in Ruhe vielleicht einmal verschiedene Sachen auszuprobieren, wird tendenziell enttäuscht. Wenn Wissenserwerb unter Effizienzgesichtspunkten organisiert wird, dann wird Wissen im traditionellen Sinn von „sich etwas aneignen“, etwas „verstehen“ oder damit „umgehen“ zu können weniger wichtig, als ein Konzept von

Wissen als modular abfragbare Information oder ein Verständnis von Wissen als technisch verwertbare „Kompetenz“.

Was bedeutet die Orientierung an universell messbaren Leistungsindikatoren für diejenigen, die an der Uni tätig sind? Wie werden hier Leistungsnachweise erbracht:

- (a) Für die Lehre gilt: je mehr Studenten zum Abschluss kommen und je schneller es gelingt, diese Abschlüsse zu erzielen, desto besser steht ein Fachbereich da.
- (b) Für die Forschung gilt: je mehr Drittmittel für die Forschung von außen eingeworben werden, desto besser: das führt zu einem allgemeinen Run auf Förderungsgelder, auf Industrie und öffentliche Mittel. Bei diesem Rennen gibt es allerdings den nächsten Flaschenhals bei den begrenzten Mitteln der Forschungsförderung. Also verschiebt sich die Frage ein Stück weit nach hinten: welche Kriterien spielen eine Rolle bei der Vergabe von Drittmitteln für die Forschung? Kritiker sehen hier einen Trend zu Quantität und Streamlining von Forschungsfragen unter dem Gesichtspunkt, möglichst viele Projekte an Land zu ziehen. ((die bekannten Beispiele, die gegen dieses Modell sprechen sind die zentralen intellektuellen Figuren des 18./19./20. Jahrhunderts: Freud, Marx, Darwin und Kant. Keiner von denen hätte an einer Universität der Gegenwart auch den Hauch einer Chance gehabt, Fuß zu fassen. Siehe hierzu auch wieder den oben erwähnten Essay von Liessmann.))

Zusammenfassend sieht man also: wenn man Wissensproduktion unter der Perspektive „Entwicklung der Wissensgesellschaft“ betrachtet, dann treten bestimmte Aspekte besonders hervor und es werden Zusammenhänge deutlich, die anderweitig nicht in den Blick geraten.

Allerdings ist dies – wie bei allen Interpretationen – nur die Stilisierung eines Aspekts, auch wenn es sich, wie etwa im Fall der Universität, dabei um einen der zentralen Aspekte handelt.

Die Bedeutung der theoretisch begründeten Selektivität des analytischen Blicks wird ebenfalls deutlich bei der nächsten Bindestrich Diagnose, der Sicherheitsgesellschaft.

---

## 5. Die Sicherheitsgesellschaft

Die diversen Bindestrichgesellschaften sind wie bereits mehrfach betonte immer der Versuch einer Rekonstruktion zeitgenössischer Gesellschaft unter einem Zentralbegriff (Wissen / Risiko / Sicherheit). Dabei existieren zwischen den verschiedenen Gesellschaftstypisierungen Zusammenhänge. Das zeigt sich ganz deutlich auch bei der Debatte über die sogenannte Sicherheitsgesellschaft. Hier gibt es Schnittstellen zu den Diskussionen über die Wissens- und die Risikogesellschaft.

Die Vermehrung von wissenschaftlichem Wissen schafft nicht mehr Gewissheit, sondern führt letztlich, wie wir gesehen haben, zu mehr Unsicherheit. Damit steigt das allgemeine Bewusstsein für die diversen gesellschaftlichen Risiken (sowohl im Privatbereich, als auch im Bereich von Technik, Politik und Wirtschaft) Wachsendes Risiko wiederum fördert die Nachfrage nach Sicherheit. Man möchte sich absichern, Risiken minimieren, Gefahren erkennen, Unfälle vermeiden. So gesehen ist die Sicherheitsgesellschaft praktisch die Rückseite der Risikogesellschaft!

Einen tragfähigen soziologischen Zugang zum Thema „Sicherheitsgesellschaft“ kann man sich erschließen, wenn man Risiko und Sicherheit begrifflich angemessen fasst. Das scheint mir gerade bei diesem Thema besonders wichtig, da die Debatte über „Sicherheitsgesellschaft“ wohl zu den am stärksten und kontroversesten politisierten Zeitdiagnosen gehört.

Ein guter Einstieg in das Thema Risiko bieten die Überlegungen von Niklas Luhmann zu diesem Thema. Luhmann hat in seiner Aufsatzsammlung *Soziologische Aufklärung* (Bd 5, 2. Aufl. 1993) sich mit dem Thema Risiko beschäftigt. Seine Ausgangsüberlegung ist, dass der Gegenbegriff von Sicherheit nicht Unsicherheit oder Gefahr, sondern Risiko ist.

Sicherheit heißt: Wenn ich X tue, weiß ich, dass Y eintreten wird / Unsicherheit heiße, dass das Eintreten nicht vorhersehbar ist.

Unsicherheit macht eine *Attribution auf die Umwelt*: ich weiß nicht, was passiert und kann mich nicht drauf einstellen.

Luhmann geht nun davon aus, dass Unsicherheit und Gefahr das traditionelle begriffliche Paar sind. Das klassische ist der Blitzschlag: der kann kommen, wenn es ein Gewitter gibt, aber ich weiß nicht wann. Der Blitz (und die Folgen des Blitzeinschlags) ist ein Problem, das unabhängig von mir auftritt. Eine Erdbeben ist in diesem Sinne ebenfalls ein Naturereignis.

Anders hingegen sieht die Sache aus, wenn ich mit dem Begriff Risiko operiere: was passiert, hängt gemäß der Logik des Risikos ab von meinem Verhalten. Im

Hinblick auf die Attribution von Ereignissen haben wir es hier also nicht mit Fremdzuschreibung, sondern mit *Selbstattribution* zu tun: wenn ich X (1,2,3...) tue, kann Y (1,2,3....) eintreten. Wenn ich will, dass eines der möglichen Schadensereignisse nicht eintritt, dann muss ich mein gegenwärtiges Verhalten entsprechend einrichten. Allgemein formuliert sind Risiken also zukünftige Folgen meines gegenwärtigen Handelns, wohingegen Gefahren etwas sind, das aus meiner Umwelt über mich hereinbricht.

Was passiert da? Luhmann interpretiert die Umpolung von Risiko auf Gefahr als eine Folge der Veränderung in der Sozial- und Zeitdimension. Es gibt immer mehr Fernwirkungen und eine stärkere Vernetzung von Ereignissen. Ich werde unter diesen Bedingungen anfangen, das Eintreten von *zukünftigen* Schäden als Folge der eigenen Handlungen in der *Gegenwart* zu interpretieren.

Ich könnte also das zukünftige Eintreten von Y (3) verhindern, wenn ich eine kluge Wahl treffe und jetzt statt X 1 die Alternative X 2 wähle.

Mit der in diesem Denken angelegten Umpolung auf Verhinderung zukünftiger Schäden taucht ein zweiter wichtiger Begriff auf: nämlich *Prävention*. Das Bewirken positiver Effekte tritt in den Hintergrund zugunsten des Verhinderns möglicher Schadensfälle.

Wenn wir uns umsehen, finden wir eine Menge Beispiele für dieses Denken im Alltag:

Wir begreifen Krankheit heute als Folge einer gesundheitsschädigenden Lebensführung in der Vergangenheit (hätte er nicht geraucht und gesoffen, wäre er nicht krank geworden....)

Arbeitslosigkeit wird, auch und gerade in der politischen Diskussion zusehends als Folge mangelnder Fortbildung des Arbeitslosen (oder Mangel an Eigeninitiative, oder vorausschauender Planung) begriffen.

Wer zum Opfer einer Straftat wird, der muss sich heute fragen lassen, ob er nicht vielleicht mangelnde Sicherheitsvorkehrungen getroffen hat.

All diese Beispiele kann man auch im traditionellen Gefahrenmodell interpretieren:

Eine Krankheit ist dann etwas, das über den Betroffenen hereinbricht

Arbeitslosigkeit ist nicht die Folge mangelnder Aktivität des Betroffenen, sondern eine Folge der Wirtschaftsentwicklung

Straftaten schließlich erklärt man als Folge der kriminellen Energie des Täters oder sonstiger Faktoren, aber nicht als Effekt mangelnder Sicherheitsvorkehrungen.

Natürlich lassen sich alle Beispiele sowohl als Gefahren, wie als Risiken begreifen. Auch Blitzeinschläge und Erdbeben können unter

Risikogesichtspunkten betrachtet werden: bei Gewitter soll man im Haus bleiben, auf dem Dach einen Blitzableiter anbringen und ansonsten sich an die alte Bauernregel halten (Buchen sollst du suchen.... auch wenn die falsch ist!) und in Überschwemmungs- und Erdbebengebieten soll man keine Häuser bauen.

Worum geht es also hier: Um veränderte Attributions- oder Zuschreibungsformen: Selbst vs. Fremdattribution.

Natürlich ist die physische Welt so wie sie ist, daran ändert sich nichts. Aber die Art, in der wir uns darauf beziehen, ändert sich und das Folgen für unser Verhalten und für die gesellschaftliche Organisation von Sicherheit.

Schäden passieren. Blitze schlagen ein, man wird krank, arbeitslos, Opfer eines Wohnungseinbruchs. Aber als Gefahren erscheinen sie uns als etwas, für das wir nicht verantwortlich sind, das über uns hereinbricht.

Risiken hingegen glauben wir, können verhindert werden. Mit anderen Worten: wenn wir nach der Risikologik leben, dann stellen wir unser gegenwärtiges Leben und Handeln darauf ein, dass in der Zukunft keine Schadensereignisse eintreten (für die wir gemäß der Risikologik selbst verantwortlich sind).

Man kann diese Umpolung von Gefahr auf Risiko, die das Signum des Sicherheitsgesellschaft ist, nicht nur im Alltag beobachten, auch das Beispiel des Rechts zeigt, wie diese Veränderung funktioniert:

Traditionellerweise greift das Recht mit Strafen, wenn etwas passiert. Wenn einer beim Stehlen erwischt wird, dann wird er wegen der Übertretung der Norm und des eingetretenen Schadens bestraft.

Das Recht, das nach der Logik des Risiko-Sicherheitsgesetzes funktioniert sagt hingegen: Damit einer nicht stiehlt, muss er sich einer Normverdeutlichung unterziehen. Damit einer nicht zum Opfer des Diebstahls wird, muss er Vorsichtsmaßnahmen treffen und Schlösser an der Tür anbringen. Es wird also bei Opfer und Täter gleichzeitig angesetzt und strafbar ist dann möglicherweise schon etwas, das gar nicht eingetreten ist.

Das Problem des Rechts ist folgendes: Die Zukunft wird als eine Wiederholung der Vergangenheit gedacht: wenn dieser Konnex sich löst, dann kann man mit der alten rechtlichen Formel von wenn X (Straftat) dann Y (Strafe) nicht mehr operieren. Ein bekanntes Beispiel sind die sogenannten Sicherheitsgesetze, die im Umfeld der Terrorismusbekämpfung verabschiedet werden. Bereits der, der etwas sagt, kann dafür bestraft werden, weil er möglicherweise in Zukunft etwas tun könnte. Ein tagesaktuelles Beispiel ist der Umgang mit vermeintlichen Fußball Hooligans. Die werden an der Einreise gehindert, obwohl sie noch nichts getan haben, aber das Risiko besteht, dass sie etwas tun könnten. Mit der Umattribuierung von Umwelt auf individuelles Handeln geht eine tiefgreifende Veränderung in allen Lebensbereichen einher. Man spricht hier

auch von Responsabilisierung, d.h. der Einzelne wird verantwortlich gemacht. Er wird zu seines Glückes Schmied, ebenso wie zum Verantwortlichen für das, was man früher sein Pech nannte.

Alles was passiert, wird also dem Akteur zugerechnet. Das führt zu einer fortschreitenden Individualisierung.

Im Strafrecht galt früher die Attribution auf die Umwelt nach dem Motto: Schuld ist die Gesellschaft. Der jugendliche Delinquent galt als Opfer der Verhältnisse.

Unter dem Paradigma der Risikoattribution gilt: Schuld ist der Akteur. Der Kriminelle wird zum „gefährlichen“ Menschen. Das Böse sitzt im Individuum.

Dementsprechend gehören unterschiedliche politische Strategien zu den beiden Ansätzen: einmal ist die Strategie der Wahl die Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse (z.B. bessere Schulen und mehr Ausbildungsmöglichkeiten für Jugendliche). Im anderen Fall trifft man Vorkehrungen zum Schutz gegen unvorsichtige oder gefährliche Subjekte.

Was sehen wir nun also, wenn wir die Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt der Sicherheitsgesellschaft betrachten?

Auf der individuellen Ebene findet sich das Phänomen des „prudent citizen“, der sich vor zukünftigen Schäden schützt, indem er entweder vorsichtig lebt, oder eine Versicherung abschließt. (er geht nachts nicht auf die Straße, er verzehrt keine ungesunden Lebensmittel, er schließt rechtzeitig eine Krankenversicherung ab und geht zur Vorsorgeuntersuchung)

Auf der kollektiven oder staatlichen Ebene führt das Denken in Kategorien von Risiko/Schadens/Sicherheit zu allen möglichen Vorsorgemaßnahmen. Man kann hier auch vom Präventionsstaat sprechen.

Typische Beispiele für die Sicherheitsorientierung sind die Zunahme von Überwachungs- und Kontrollmaßnahmen. Die betreffen nicht nur gefährliche Orte und Subjekte. Kontrolle erlebt man vielmehr im Alltag. Beispiele sind die umfassende Videoüberwachung. Die Logik dahinter ist die der frühzeitigen Erkennung (auch wenn das nicht funktioniert: man hat noch keine Videokamera gesehen, die bei einem Banküberfall eingegriffen hätte!) Ein weiteres Beispiel sind die umfassenden Kontrollen etwa an Flughafen oder Bahnhöfen. Die Identifikation durch Pin-Codes bei allen möglichen Transaktionen gehört ebenfalls in diesen Regime, genauso wie die immer dichter werdenden Radar- und Mautkontrollen im Straßenverkehr. Im Sicherheitsbereich (nicht nur dem staatlichen) werden präventiv Datenbestände angelegt, Abhören und Überwachen gehört zum Standardrepertoire auch im

Bereich von Unternehmen, ebenso wie die Kontrolle des Telefon- und Internetverkehrs.

Betrachtet man all diese Maßnahmen, so kann man sich fragen: Was wird da eigentlich kontrolliert?

Zunächst wird die Identität von Menschen kontrolliert. (Ein schönes tagesaktuelles Beispiel war das Interview mit dem Innenminister, der sich gegen das Tragen von Bourkas aussprach, weil man die Trägerin dann auf Videokameras nicht identifizieren könne.) Alle möglichen Datenbanken sind hier ebenfalls zu nennen (z.B. Mieterdatenbanken, die in den USA bereits gang und gäbe sind und von den Vermieterorganisationen betrieben werden).

Kontrolliert wird über die Identität ferner die Zugangsberechtigung zu bestimmten Bereichen oder Dienstleistungen. Ferner wird die sozial definierte Harmlosigkeit etwa durch die Überwachung der Bewegung im Raum kontrolliert.

Die Voraussetzung für all diese Maßnahmen sind die Verfügbarkeit und Zugänglichkeit von Daten und Informationen über einzelne Individuen und damit zusammenhängend die „Maschinenlesbarkeit des Menschen“ und last not least: rechtliche Genehmigungen für die Durchführung all dieser Maßnahmen.

Nun kann man sich im nächsten Schritt einer sicherheitsgesellschaftlichen Analyse fragen: Was sind die Gründe dafür? Warum geschieht dergleichen? Solche Kontrollen sind teuer, sie sind aufwändig, sie behindern die Bewegungsfreiheit im Raum.

Denken wir an die simple alte Logik des Umgangs mit Schäden und Gefahren: gab es einen Schaden, folgte der Eingriff (die alte Logik des Rechts: Normübertretung - Strafe) Der Zugriff des Rechts, des Staates oder irgendwelcher anderer Akteure fand erst dann statt, wenn etwas passierte. Man ging davon aus, dass die Gesellschaft im Wesentlichen funktioniert, sozusagen mit Bordmitteln und dass man das Böse, Gefährliche, das was die Sicherheit gefährdet, entsprechend aussondert, bestraft, unter Kontrolle stellt. Kontrolliert wurde im traditionellen Regime – vor dem Heraufziehen der Sicherheitsgesellschaft – die Abweichung.

Die neue, sicherheitsgesellschaftliche Logik sieht anders aus: die Gesellschaft ist ein komplexes, störanfälliges und daher bedrohtes System. Normalität ist nicht mehr der Normalfall, sondern muss aktiv hergestellt, bzw. in ihren Prozessen überwacht werden.

Kontrolliert wird unter dem neuen Regime die Normalität.

Warum aber wird die Normalität kontrolliert und was heißt das?

Wenn man davon ausgeht, dass Überwachung zunimmt, ebenso Kontrolle und dass Sicherheit eines der zentralen Themen der Politik ist – wie kann man das erklären?

Eine der traditionellen und schon sehr früh formulierten Erklärungen stammt aus dem Lager der Kritiker der Nukleartechnologie. Autoren wie Anders und Jungk haben schon sehr auf das Katastrophenpotential neuer Technologien hingewiesen und daraus das Heraufziehen des Sicherheits- und Überwachungsstaats abgeleitet. Man kann hier einen Rückgriff auf die Wissensgesellschaft machen: die Veränderung der Produktion durch neue technische Verfahren und die Steuerung von immer komplexeren Prozessen erfordert den Ausbau der Kontrolle der Menschen, die sie bedienen, bzw. aller anderen, die sie möglicherweise sabotieren können.

Erklärungen für die Sicherheitsgesellschaft tauchen in verschiedenen Varianten auf:

Die kritische Version ist der Big Brotherism: Die Annahme hier ist, dass es ein Zentrum gibt (den Staat, die Exekutive), das Interesse daran hat, die Bürger zu überwachen und zu kontrollieren. Das suggestive Bild, mit dem hier gearbeitet wird, ist das „Panoptikum“, eine alte Idealkonstruktion des Gefängnisses, das auf Jeremy Bentham zurückgeht: alle werden von einer Zentrale aus gesehen, aber keiner sieht den, der alle sieht. Das Problem hier ist die Annahme, dass es eine übergreifende und kohärente Handlungsrationalität eines imaginierten Zentrums gibt.

Ein anderes Szenario geht von einer real zunehmenden Gefährdung aus. Genannt werden hier Phänomene wie Terrorismus, organisierte Kriminalität, großflächiger Betrug im Bereich Wirtschaftskriminalität und ähnliche Bedrohungen, die zunehmen. Daher sei es notwendig, zu überwachen: die Bürger müssten einen Teil ihrer Freiheit für die Sicherheit drangeben und sich stärker kontrollieren lassen. Das Problem hier lässt sich in der Frage fassen: Wer hat die Herrschaft über die Wirklichkeit. Diejenigen, die entsprechende Gefährdungsdagnosen in die Welt setzen (also i.a.R. die Sicherheitskräfte), sind zugleich diejenigen, die uns vor den Gefahren schützen wollen und ihre Machtbereich dadurch ausdehnen.

Ein dritter Ansatz kommt aus dem Bereich der Politikwissenschaft unter läuft unter der Überschrift „Securitization“. Damit ist ein Prozess gemeint, in dem bestimmte Politikfelder unter dem Gesichtspunkt „Sicherheit und Bedrohung“ neu definiert werden. Wenn ich einen Politikbereich (also z.B. die Rechtspolitik oder die Außenpolitik) „sekuritisiere“ treten alle anderen Aspekte und Rationalitäten in den Hintergrund zugunsten des übergreifenden Ziels Sicherheit. Im Bereich der Rechtspolitik werden dann also alle menschenrechtlichen, verfassungsrechtlichen, prozeduralen und sonstigen

Kriterien hintan gestellt, um das übergreifende Ziel „Sicherheit“ zu verfolgen. (Das Lager in Guantanamo ist eines der herausragenden Beispiele der jüngeren Geschichte für diesen Prozess)

Die noch am ehesten soziologisch tragfähige Interpretation der Entstehung der Sicherheitsgesellschaft läuft unter dem Oberbegriff Dangerisation. Diesen Ausdruck verwenden Douglas und Lianos (in British Journal of Criminology 2000) und ihre These lautet im wesentlichen, dass man die Zunahme von Kontrolle und Überwachung am besten als eine Art Nebeneffekt verstehen kann! Man kann davon ausgehen, dass eine Vielzahl von Transaktionen, die in modernen Gesellschaften anfallen über anonyme Mechanismen laufen. Das klassische Beispiel ist die Transaktion am Bankautomat: Jede/r, der vor dem Automaten steht, ist zunächst unbekannt und damit zugleich verdächtig und zwar bis zum Beweis des Gegenteils (in diesem Fall durch Eingabe eines Pin-Code). All das ist aber keine Frage der Kontrolle von Individuen für einen übergeordneten Zweck der Überwachung, sondern ein Nebeneffekt der besseren Abwicklung von Austauschprozessen zwischen Individuen und Institutionen.

Das Zusammenspiel von Politik und Ökonomie fördert den Ausbau der Sicherheitsgesellschaft auf der Grundlage einer Art kulturellen Resonanz für Risikopolitik:

Die Politik kann mit dem Thema Sicherheit „punkten“ (wir erinnern uns an den Mechanismus der sozialen Integration durch Feindbilder!) und kann sich zudem unter den Bedingungen der Risikologik absichern (Das derzeitige Handeln des Innenministers ist, wenn es hiochgradige Kontroll- und Sicherheitsmaßnahmen vorsieht, auf zukünftig möglicherweise eintretende Schäden optimal vorbereitet!)

Die Ökonomie kann Sicherheit als Ware verkaufen (sowohl i.S. von Kontrollwissen, als auch i.S. von Sicherheitshardware). Sicherheit durchläuft als gesellschaftliche Kategorie damit eine Transformation: sie wird von einem „Zustand“ im Rücken der Akteure zu einer auf dem Markt gehandelten „Ware“. Während man früher davon ausgehen konnte, dass alles mehr oder weniger sicher war (von der Rente bis zum abendlichen Nachhauseweg von der U-Bahnstation!) gilt heute alles als mehr oder weniger unsicher und erfordert aktive Maßnahmen der Kontrolle und Überwachung.

Die gesellschaftlichen Diskurse in Politik und Ökonomie kreisen um die Frage: Was wollen wir uns Sicherheit kosten lassen? (Beispiel Flugpreise in der ökonomischen Sphäre; Beispiel Freiheitsverlust im Bereich der Politik und des Rechts).

Was sind nun mögliche Folgen der sich entwickelnden Sicherheitsgesellschaft?

Ähnlich wie bei Wissensgesellschaft, wo wir gesehen haben, dass mehr Wissen zusehends Unwissen erzeugt, führt in der Sicherheitsgesellschaft mehr Überwachung zu mehr Unsicherheit!

Die Kontrollierbarkeit von Strömen, Menschen und Prozessen erzeugt Daten, die ihrerseits undurchsichtig werden.

Auf der kulturellen Ebene des Alltags werden wir daran gewöhnt, neue „erniedrigende“ Handlungsweisen als gegeben hinzunehmen: man muss sich ausweisen, sich kontrollieren lassen, sich insgesamt „entverdächtigen“.

Legt man also das Beobachtungsraster Sicherheitsgesellschaft zugrunde, so ergibt sich unter zeitdiagnostische Gesichtspunkten ein eher düsteres Bild. Allerdings sind die Prozesse, die auf den Bildschirmen der sicherheitsgesellschaftlich interessierten Beobachter erscheinen nicht immer in einem Zweck-Mittel-Zusammenhang als beabsichtigte Überwachung zu verstehen. Wie wir gesehen haben, entsteht Kontrolle oft als Nebeneffekt und die Wirkungen können durchaus kontraproduktiv sein. (Denken Sie beispielsweise an das „Versagen“ der Kontrolle durch die Behörden im Angesicht des aktuell skandalisierten Inzestfalls von Amstetten!)

## **6. Flüchtige Moderne**

Unter dem Begriff „Flüchtige Moderne“ lassen sich eine Reihe von Ansätzen und theoretischen Interpretationen fassen, die sich mit der Veränderung von grundlegenden Strukturen der Gesellschaft befassen. Der Begriff „Strukturen“ ist dabei sehr abstrakt gefasst: es geht auch und in erster Linie um die Veränderung von Raum-Zeitstrukturen – ein Thema, das die Sozialwissenschaften bisher eher sträflich vernachlässigt hat. Die Soziologie ging lange Zeit davon aus, dass Raum und Zeit i.S. der traditionellen Philosophie die grundlegenden Kategorien der Anschauung sind und als solche sich einer soziologischen Analyse entziehen.

Entgegen dieser Position zeigen Autoren wie Zygmunt Bauman, John Urry oder auch Paul Virilio, dass Veränderungen der Raum/Zeitstrukturen für die Entstehung der modernen Gesellschaften von großer Bedeutung sind und auch unter zeitdiagnostischen Gesichtspunkten sich einiges lernen lässt, wenn man diese Veränderungen näher in den Blick nimmt.

Es geht hier also um das Verhältnis von Handeln, Gesellschaft, Raum und Zeit bzw. dessen Veränderung.

Die bisherigen Gesellschaftsdiagnosen waren so gesehen eher entweder territorial und/oder temporal.

Die Rede von der Öffentlichkeit beispielsweise verweist auf das „Forum“, auf face-to-face Situationen und die mediale Vermittlung wird eher als Defizit, als Abweichung einer authentischen sozialen Interaktion gesehen.

Traditionelle soziologische Theorien haben Probleme, wenn es darum geht, die Struktur und Topographie des sogenannten Cyber space zu erfassen. Die Kategorien von Nähe und Distanz, die Idee von Entfernung und Geschwindigkeit – all das lässt sich nur schwer erfassen, wenn man in traditionellen soziologischen Kategorien denkt.

Die Wissensgesellschaft ist bereits a-territorial, aber sie hat auch keinen Begriff von (oder kein Interesse an) Raum-Zeitstrukturen.

Deutlich wird das Problem der veränderten Raum-Zeitstrukturen und ihrer Folgen bei der Sicherheitsgesellschaft.

In gewisser Weise ist die Sicherheitsgesellschaft auch eine Reaktion auf die Veränderung von Raum und Zeit. Zentral für die Sicherheitsgesellschaft ist die Kontrolle und Überwachung von Menschen und ihrer Bewegung in einem Territorium, typischerweise dem Nationalstaat. Damit tauchen Probleme auf wie Migration, transnationale ökonomische Bewegungen mit einem Wort die Frage der Kontrolle von Strömen von Menschen, Objekten, Symbolen und Waren.

Fasst man die analytische Perspektive etwas weiter, so sieht sich die Sicherheitsgesellschaft auch mit Problemen konfrontiert, die man unter der Überschrift: Original vs. Fälschung; Identifikation, Inklusion und Exklusion bzw. Aussonderung fassen kann.

Alle diese Probleme können auch als Folge veränderter Raum-Zeitstrukturen analysiert werden.

Nimmt man die Perspektive der Flüssigen Moderne ein, dann gilt für die soziologische Theorie:

From Social as society → to social as mobility (John Urry)

Ironischerweise ist in der Soziologie bekanntlich viel von Mobilität die Rede: Schicht, Einkommen, Bildung sind die Dimensionen, in denen Soziologen Mobilität analysieren. Sie bedienen sich dabei aber eines sozusagen tektonischen Modells, wie in der Formulierung von „Schicht“ bzw. „Schichtung“ bereits zum Ausdruck kommt. Schichtungs- und Strukturmodelle sind immer als lokale (oder nationale), jedenfalls stabile gedacht.

Kommt zu dem Ganzen eine erhöhte Mobilität im Sinne von Geographie und Raum hinzu, so gerät das statische Modell der sozialen Ordnung durcheinander.

Nehmen wir den Fall der Migration. Die hochqualifizierte serbische Fachärztin bekommt in Österreich keine Arbeit in ihrem Beruf und arbeitet deswegen als Putzfrau. Migration entwertet Status und Qualifikation, die unter den Bedingungen der heimatlichen Kultur und Gesellschaft Ansehen und Einkommen gebracht haben. Man muss sich nur anhören, wie das Niveau der Straßenmusik nach dem Zusammenbruch des Ostblock gestiegen ist. Klassisch ausgebildete akademische Orchestermusiker standen mit dem Hut auf der Straße und haben Musik gemacht. Nehmen wir den Fall des Ferntourismus. Der Hausmeister aus der Vorstadt, hierzulande Angehörige der unteren Mittelschicht, wird in Thailand zum Big Spender und Großkotz, kann sich dort Dinge leisten (auch im Sinne von „erlauben“), die hier für jemanden in seiner sozialen Position undenkbar wären. Die Beispiele ließen sich fortsetzen, aber ich denke der Punkt ist klar geworden.

Mit zunehmender sozialer Mobilität taucht die Frage auf: Was bzw. wo ist der soziale Ort, an dem sich einer befindet? Sind wir unter Bedingungen hoher (realer oder virtueller) Mobilität noch in „soziale Strukturen“ eingebettet? Ist der einsame Single, der seine Wohnung nicht verlässt, dafür aber den ganzen Tag sich mit Gleichgesinnten irgendwo auf der Welt im Internet über seine Vorlieben auslässt, noch einsam? Hat er eine neue Art der Sozialität für sich geschaffen?

Üblicherweise werden soziale Strukturen nach dem Vorbild räumlich stabiler Arrangements gedacht. Zygmunt Bauman argumentiert dagegen mit der Metapher des flüssig-flüchtigen (Nachzulesen am Anfang seines Buchs über die flüchtige Moderne S.7)

An die Stelle der alten Sprachbilder von Strukturen und Schichten setzt der Diskurs der Flüchtigen Moderne neue Metaphern: die Rede ist von Flows/Strömen und Netzwerken anstelle von Strukturen und stabilen Ordnungen.

Wie kommt es nun zu diesen Veränderungen, sind sie wirklich so bedeutsam, wie es die Theoretiker dieses Ansatzes behaupten?

Geschieht konkretes Handeln nicht wie vor vor Ort: schließlich sind die Grundbedürfnisse noch an die Körperlichkeit des Menschen gebunden: zwar gibt es inzwischen Cybersex, aber damit kann man sich noch nicht vorpflanzen und Essen und Trinken kann man zwar im Internet bestellen, aber essen muss man es noch vor Ort. Wir agieren nach wie vor Face-to-face, und der Mensch als Körper ist nach wie vor ein träges, dreidimensionales Objekt.

Die Veränderungen von Raum und Zeit, auf die Autoren wie Bauman und Urry abstellen, haben zu tun mit der Entwicklung und Verbreitung von Technologien der Raum-Zeit-Kompression.

Nehmen wir das Beispiel der physischen Mobilität: Die Gesellschaft verändert sich in vielen Dimensionen mit der Erfindung und Verbreitung der Eisenbahn als Massenverkehrsmittel. Das beginnt etwa bei der Notwendigkeit der Synchronisation der verschiedenen lokalen Zeiten, die, wenn man einen gesamten Fahrplan über ein ganzes Land haben will, möglichst identisch sein müssen. Mit der Einführung der GMT im Jahr 1847, die von der britischen Eisenbahnregulierungsbehörde vorangetrieben wurde, gab es zum ersten Mal auf den britischen Inseln eine einheitliche Zeitrechnung. Auch die logistischen Probleme des Reisens als Massenphänomen führen zu sozial bedeutsamen Veränderungen. Gingen früher die Gentlemen auf ihre Grand Tour nach Italien, so war dies ein aufwändiges und gefährliches Unternehmen (von Kolumbus' Fahrt nach Amerika ganz zu schweigen). Mit der Veralltäglicung der Mobilität großer Mengen von Menschen, muss eine völlig neue Infrastruktur geschaffen werden. Man kann sich das an einem Beispiel von heute klarmachen, wenn man überlegt, wie All Inclusive Tours funktionieren. Was sind die infrastrukturellen Voraussetzungen dafür, dass etwa ein Club Mediterrane in einem Land wie Kenia überhaupt funktioniert und welche sozialen Folgen hat das?

Vor der Erfindung der Eisenbahn waren Könige nicht schneller als Bauern. Beide liefen oder waren bestenfalls mit Pferden unterwegs. Das Straßennetz war nicht ausgebaut (mit Ausnahme bestimmter militärisch wichtiger Wegverbindungen). Als Bewegung in die Welt kam, führte das auch zu einer sozialen Differenzierung der Geschwindigkeiten: wer sich leisten konnte, war schneller unterwegs!

In einer „pedestrian“ oder „equestrian“ Society ist der Radius beschränkt (lokal) und die Dichte der Bewegung führt zu lokalen Netzwerken. Selbst Städte setzten sich zusammen aus Urban Villages: Zeitgenössischen Schilderungen aus dem 18. Jahrhundert ist zu entnehmen, dass man nachts in London nicht gefahrlos von einem zum anderen Stadtteil gehen konnte und noch der Baedeker aus den Zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts warnt vor Straßenräubern in den italienischen Abruzzen bei der Reise nach Rom.

Zwar gab es auch früher schon Fernreisen – man denke an den Fernhandel und die Pilgerreisen. Allerdings konnte es einer Pilgergruppe schon mal passieren, dass sie nicht in Compostella, sondern aus Versehen in Irland gelandet ist.

Die Kontrolle des Raums (über Wege zwischen den Städten, die Einhebung von Steuern und die Überwachung der Bewegung) geht mit der Entstehung des Nationalstaats einher. Wir finden eine Konsolidierung der lokalen Herrschaftszentren, die sich um ein geografisches Zentrum herum scharen. Es ist also durchaus möglich, die Geschichte der modernen Gesellschaft entlang der Entwicklung und Veränderung ihrer Mobilität zu schreiben.

Nehmen wir die Situation, in der wir heute leben, so zeigt sich, dass sich völlig neue „Geografien“ entwickeln, in denen Entfernungen, die rein in physischen Distanzen gemessen werden, an Bedeutung verlieren: von Wien nach Berlin kommt man schneller und ggf. auch billiger als von Wien nach Weitra!

Eine weitere wichtige Dimension ist die Entwicklung der Informations- und Kommunikationsformen:

Es beginnt mit Zeitungen, den ersten materiellen Formen einer bürgerlichen Öffentlichkeit. Zeitungen haben aber nur eine lokale Distribution (sie sind nach wie vor an die beschränkte physische Mobilität gebunden!)

Betrachtet man sich beispielsweise die Entwicklung der Post von der Postkutsche über den Telegrafen bis hin zu modernen Kommunikationsmitteln, so kann man daran das „Schrumpfen“ der Raumzeit studieren.

Auf der ökonomischen Ebene lässt sich an der Entwicklung des Fernhandels, aber noch viel stärker an der Entwicklung des internationalen Geldtransfers und Zahlungsverkehrs zeigen, wie die Widerstände der räumlichen Distanz überwunden werden.

Betrachten wir die sozial wichtigen Effekte der Einführung moderner Kommunikationsmedien von Zeitungen über das Telefon, das Radio und Fernsehen bis hin zum Internet, so wird schnell deutlich, dass parallel zur Veränderung oder Beschleunigung der physische Mobilität auch die Mobilität im Sinne der Kommunikation und Information (also die Mobilität von Zeichen und Symbolen) eine zentrale Rolle spielt und die Voraussetzungen dafür schafft, dass wir so leben, wie wir es heute tun.

Das Telefon beispielsweise ist das zentrale Medium für eine Lebensform, die man heute als „living apart together“ bezeichnet. Die Familie und die Lebenspartner mögen verstreut sein im physischen Raum, aber man hält Kontakte über das Telefon und koordiniert den sozialen Verkehr mit Hilfe dieses Mediums.

Dem Radio als öffentlich rechtlichen Kommunikationsmedium verdanken wir die unmittelbare – zeit- und raumüberwindende – Information über Ereignisse, die sich irgendwo auf der Welt abspielen.

Durch das Fernsehen bekommt diese Scheinunmittelbarkeit noch eine größere Intensität, weil sie durch Bilder untermauert wird: wir können im Fernsehsessel Augen- und Ohrenzeugen des amerikanischen Angriffs auf Bagdad sein, weil der Reporter von CNN vor Ort mit seinem Satellitentelefon und einem Kamerateam dort im (von Amerikanern betriebenen) Hilton Hotel sitzt.

Der theoretisch für zeitdiagnostische Fragen interessante Aspekt sind die Realitätseffekte, die durch die Überwindung von Raum-Zeit-Barrieren entstehen: es gilt die alte Weisheit „seeing is believing“ oder zu Zeiten des Radios „hearing is believing“. Wer die Herrschaft über die Bilder besitzt, hat die Herrschaft über die Wirklichkeit. Filme wie Wag the Dog bringen das auf den

Punkt und Orson Wells „Hörspiel“ War of the Worlds aus dem Jahr 1938 demonstrierte sozusagen im Live-Experiment die Wirkung des Realitätseffekts. In der neueren Geschichte lässt sich an der Berichterstattung über die Irakkriege im Vergleich zu der Mediencoverage des Vietnamkriegs zeigen, wie strategisch mit der medialen Realitätsmaschine umgegangen wird.

Radio und Fernsehen sind „zentralistische“ Medien: es gibt ein Sender und viele Empfänger, das macht sie zu wichtigen Herrschaftstechnologien. (nicht umsonst hatten autoritären Regime schreckliche Angst vor dem Fotokopierer und der Matrize, auf der man Pamphlete abziehen und verteilen konnte, ohne dass sie durch die Zensur gingen!) Von der Struktur her gibt es kaum einen Unterschied zwischen dem Herold, der auf dem Marktplatz der mittelalterlichen Stadt die königlichen Erlasse verliest und der heutigen Situation, in der der Präsident, über das Radio/Fernsehen die Menschen anspricht: die Herrschaft artikuliert sich aus einem Zentrum heraus und adressiert ein diffuses – kommunikativ weitgehend passives! – Publikum.

Strukturell gesehen sind Telefon und Internet anders gebaut. Das Telefon ist ein „one-to-one“ Medium. Es ermöglicht die Kommunikation über weiter Räume hinweg zwischen einzelnen Menschen. Hinzu kommt die weitere Mobilisierung durch das Mobiltelefon.

Das Internet ist sowohl ein „one to one“ Medium, als auch ein „one-to-many“ Medium.

Beide verändern die gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse erheblich, indem sie Zeit und Raum überwinden (oder komprimieren, wie es technisch genannt wird). Beide haben auch einen gewaltigen Effekt auf die Mechanismen und Möglichkeiten politischer Herrschaft.

Sowohl das Telefon, wie das Internet können abgehört werden und beide werden auch massiv abgehört. Hier findet sich ein wichtiger Link zur Debatte über die Entwicklung der Sicherheitsgesellschaft! Politische Herrschaft versucht traditionell die Kommunikation der Untertanen zu kontrollieren, ebenso die Verbreitung von Informationen. China etwa zensiert das Internet. Das Bundeskriminalamt in Deutschland kontrolliert regelmäßig 5000 Websites mit sogenannten „isalamistischen“ Inhalten! Man möchte gerne wissen, worüber sich die Untertanen austauschen, worüber sie, was Kant noch abschätzig und ablehnend formulierte „werktätig vernünfteln“.

Die Änderung der Raum-Zeitlichen Ordnung wird am Internet am besten sichtbar. Es zeigt sich hier eine neue Morphologie des Sozialen: In Chatrooms bilden sich sogenannte „communities of taste“, die über den Globus hinweg intensiven und intimen Austausch betreiben. Es ist heute in der Wissenschaft üblich, gemeinsam mit KollegInnen zu publizieren, und sich dabei für die Diskussion und den Austausch auf das Internet zu verlassen. Auch wissenschaftliche Zeitschriften gibt es inzwischen als elektronische Online-

Medien. Näher am Alltag brauch wir nur an E-Bay oder Amazon und den ganzen Bereich des E-business zu denken, um die Veränderungen auch im Konsumentenbereich zu sehen. In der Wirtschaft richten große Unternehmen elektronische Marktplätze für ihre Zulieferer ein, der Geldverkehr findet über das Netz statt und die NASDAQ (die elektronische Börse in New York) macht Riesenumsätze.

All das geht natürlich über die Grenzen des Nationalstaats hinaus. Die traditionellen Kriterien von Gender, Taste, Race und Class verlieren an Bedeutung oder werden im virtuellen Raum neu codiert.

Die schöne Ironie des Internet, der mächtigsten Veränderung der Neuzeit, ist die: es ist entstanden aus dem amerikanischen Militär heraus und zur am schnellsten wachsenden Technologie aller Zeiten geworden. (Oder man könnte auch wieder mal sagen: der Krieg ist der Vater aller Dinge!) Zudem beschert es uns eine bisher unbekannte Umkehr der Generationenordnung: zum ersten mal haben die Kinder mehr Ahnung von einer Schlüsseltechnologie als die Eltern!

Zusammenfassend können wir als sagen: Die Raum-Zeit-Struktur entkoppelt sich weitgehend von den Zwängen der physischen Trägheit.

Zygmunt Bauman formuliert das in der Differenz von schwerer vs. Leichter (flüchtiger oder flüssiger) Moderne.

Erhellende Beispiele dafür sind die ökonomischen Veränderungen: Die traditionelle Fabrik mit ihren schweren Maschinen, wie sie für den sog. Fordismus typisch war, war an den Ort gebunden. Man konnte nicht von heute auf morgen die Produktion von Autos von einem Ort an einen anderen verlagern. Das hatte Folgen für die Verteilung ökonomische Macht. Die neuen Unternehmen sind Netzwerke, die leichter bewegt werden können und das Kapital ist nicht mehr an den Ort gebunden. Der gewerkschaftliche Kampf: „Alle Räder stehen still...“ verliert an Drohpotential. Wenn heute sich die Verwertungsbedingungen des Kapitals an einem physischen Ort verschlechtern, dann wird die Produktion einfach verlagert – z.Z. nach Osten. Langfristig aber sollte man bedenken, dass Globalisierung von Globus, also einem dreidimensionalen Kugelgebilde kommt: Das heißt dann auch, dass die Entwicklung, wenn sie um den Globus wandert und sich verbreitet, irgendwann zurückkommt!

Die Veränderung des Krieges ist ebenfalls ein Bereich, an dem sich zeitdiagnostisch einiges lernen lässt: Krieg zielt nicht mehr auf die Eroberung und dauerhafte Besatzung eines Territoriums, das ist viel zu aufwendig und zu teuer (das kann man am Irak und in Afghanistan klar sehen!). Krieg zielt vielmehr auf die Beseitigung von Barrieren, auf das Öffnen von Investitionsfeldern, auf den freien Zugang zu Ressourcen (sei es Öl, Wasser

oder Arbeitskräfte). Dementsprechend ändert sich auch die Strategie der Kriegsführung: wichtig sind nicht mehr die Bodentruppen, die das Territorium besetzen. An Bedeutung gewinnen ferngesteuerte Waffen und der Luftkrieg. Am Boden haben wir es dann mit den so genannten „neuen Kriegen“ zu tun, die einen Rückfall in frühneuzeitliche Verhältnisse der marodierenden Söldnerhorden darstellen.

Nun kann man sich im Rahmen einer soziologisch-zeitdiagnostischen Analyse fragen: Was heißt all das für Gesellschaft und den ethnisch homogenen territorial begrenzten Nationalstaat, auf dem sie traditionellerweise basiert?

Was heißt es für politische Macht und Herrschaft? Kann man noch sagen, der Staat herrscht in seinem Territorium?

Was heißt es für die Frage nach den zentralen Kategorien wie Staatsbürgerschaft, Sozialstaat, Bürgerrechten? Wer hat aufgrund welcher Eigenschaften Anspruch auf welche Rechte und staatlichen Leistungen? (Denken Sie in diesem Zusammenhang an die begriffliche Not, die sich in Formulierungen wie „Migrationshintergrund“ ausdrückt – damit sagt man im Grunde genommen gar nichts mehr aus!)

Die Rolle des Staates ändert sich unter diesen Bedingungen: Er wird zusehends zum Facilitator, zum Regulierer von Strömen. Der Staat kann nicht mehr vorschreiben, was im öffentlichen Bereich der Politik zu geschehen hat, er wird sozusagen zum institutionellen Ort, an dem die gesellschaftlichen Akteure ihre Interessen „kompatibilisieren“. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass die Kritik an der EU im wesentlichen daneben geht, weil sie von einem alten Staatsmodell ausgeht. Die EU ist vielmehr ein Beispiel für die neue Form des „minimal state“, die sich unter den herrschenden Bedingungen entwickeln wird.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass Mobilität, Kommunikation und Bewegung in der Soziologie relativ wenig berücksichtigt worden sind und dass insbesondere das Verhältnis von Raum und Zeit nicht genug thematisiert worden ist. (Nehmen sie als Beispiel die Migrationsforschung: die beschäftigt sich mit Bewegungen von A nach B und Fragen der Integration, aber nicht mit Zirkulationsprozessen, von A nach B und wieder zurück. Man muss sich als Soziologe/in die Konsequenzen für die Gesellschaft, gedacht als Struktur klar machen, dass es 600 Millionen Ankünfte auf Flughäfen pro Jahr gibt oder dass 300.000 Menschen immer in der Luft über den USA unterwegs sind. Ähnliche Zahlen kann man für Europa annehmen! Berücksichtigen sollte man ferner, dass derzeit 140 Millionen Menschen weltweit zwangsweise nomadisch unterwegs sind, und dass davon nur ein geringer Teil hier in Europa ankommt. Gleichzeitig herrscht hier die größte Aufregung über die Flüchtlingsströme!)

Das Verhältnis von global und lokal muss neu gefasst werden. Begriffe wie Glocalisation (lokale Kulturen sind geprägt durch globale Einflüsse) sind eher eine begriffliche Notlösung.

Der eigentliche Witz ist, dass wir einerseits eine *Guccifizierung* der Welt beobachten, andererseits aber die lokalen Bedingungen vor Ort sehr wichtig sind: die Fragen, wo will ich wohnen, arbeiten, studieren hängen einerseits natürlich immer noch ab von den guten alten ökonomischen Beschränkungen, werden aber andererseits zusehends zur Entscheidung gestellt.

Mit der Entgrenzung von Raum-Zeit-Strukturen verschwindet einerseits die materielle Öffentlichkeit zusehends (die Nerds sitzen vor ihrem PC), andererseits aber entstehen neue virtuelle Öffentlichkeiten, die eine extreme Wirkung entfalten. (Denken Sie dabei nicht nur an klassischen soziale Bewegungen, sondern auch an Beispiel wie LINUX und Open Source).

Schließlich sollte aus dem bisher gesagten klar geworden sein, dass die analytischen Perspektiven von Wissens- und Sicherheitsgesellschaft hier ebenfalls anschlussfähig sind und die „Mobile Gesellschaft“ beiden zugrunde liegt.

Die Entgrenzung von Raum-Zeit ist dabei ein Phänomen, dass ein jeder an seinem eigenen Alltag studieren und überprüfen kann.

Versuchen Sie einfach, sich eine Welt vorzustellen, in der alles, was sie zum Überleben benötigen im Umkreis von 30 Kilometern produziert wird?

Wie sähe diese Welt aus und was wären die Voraussetzungen dafür?

Versuchen Sie, sich eine Welt vorzustellen, in der sie nur als Fußgänger unterwegs sein könnten (keine Verkehrsmittel, keine Kommunikationsmedien, kein Fernverkehr!)

Denken Sie an die Kultur des Autos als Mobilitätssymbol, an das Auto als kulturelles Objekt (von Freiheit, Status und Bewegung) an das Verhältnis von Auto und Körper oder Auto und Wahrnehmung (was sieht, hört, riecht, empfindet man, wenn man zu Fuß, mit dem Fahrrad, dem Motorrad, dem Auto oder dem Flugzeug unterwegs ist?)

Betrachten Sie ihren eigenen Körper und sie werden feststellen, dass dieser zusehends zur Mobilität hergerichtet wird: Das fängt an bei Walkman und MP-3 Player nebst Kopfhörer, geht weiter über das Handy, und den Laptop. Selbst die Art der Nahrungsaufnahme wird mobilisiert (Dürüm und Pizzaschnitte werden im Gehen verspeist!)

GPS und „Smart Clothes“ sind derzeit erst im Bereich der Kriegführung in Erprobung, wo man den „Cyber-Warrior“ als mobile Kampfmaschine testet, aber es ist nur mehr eine Frage der Zeit, bis wir selbst zur halbautonomen wandernden Datenstation werden, die in die unterschiedlichsten Netze

eingeklinkt und von diesen abhängig ist und gleichzeitig unter permanenter (wohlwollender?) Mobilitätskontrolle stehen.

## **7. Gesellschaft und die Natur des Menschen**

Die bisher diskutierten Modelle gingen von einer sozialen Grammatik aus: Das menschliche Handeln führt zu Traditionen. Die Entwicklung der Kultur, der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse erzeugt Veränderungen in der Gesellschaft, die man rekonstruieren an.

Die Risikogesellschaft entsteht durch eine Veränderung im Verhältnis von Sozial- und Zeitdimension; die Wissensgesellschaft ist die Reaktion auf eine Veränderungen der Ökonomie; der Strukturwandel der Öffentlichkeit ergibt sich aus einer Veränderung der Kommunikationsverhältnisse in der Gesellschaft und die Veränderung der Raum/Zeit-Beziehungen in der Flüchtigen Moderne erzeugen eine Mobilisierung der sozialen Verhältnisse.

Solche Diagnosen / Analysen haben theoretische und politische Implikationen: Die Grundannahme ist die einer Soziogenese: der Mensch schafft seine Welt selbst und die Veränderbarkeit des Menschen und der sozialen Verhältnisse geschieht durch den Menschen.

Dem gegenüber gehen Anhänger der Biogenese – gleichsam dem Kontrastprogramm dazu – davon aus, dass die Geschichte, wie wir sie kennen und erkennen nichts anderes ist, als die Folge eines mehr oder weniger fest vorgegebenen Programms der natürlichen Entwicklung und zwar sowohl auf der Ebene des Individuums (also lebensgeschichtlich von der Geburt bis zum Tod) als auch auf der Ebene der Gattung (vom Neolithikum zur Postmoderne)

Eine interessante Zwischenposition nehmen hier bestimmte ökonomische Theorie ein, die von einer Marktlogik ausgehen: Auch hier wird der Mensch als relativ stabiles, trieb- und interessengesteuertes Wesen, gleichsam „fest verdrahtet“ gesehen und die Entstehung komplexerer sozialer Strukturen wird als Folge der individuellen Handlungen interpretiert, oder wie von Hayek es klassisch formulierte. Was wir sehen ist „of human design, but not human intention“ (Schön klar machen kann man sich dergleichen an den kollektiv irrationalen Folgen individuell rationalen Handelns!)

Nimmt man nun einen mehr oder weniger starken biologischen Determinismus an, dann sind die Entwicklungsspielräume für die Gesellschaft gering.

Das hat traditionell vor allen Dingen politische Folgen gehabt, und damit war die „Biologie“ für die Gesellschaftswissenschaften auch diskreditiert. Mit biologistischen Argumenten begründet wurde der Rassismus (es gibt eine biologisch begründete Minderwertigkeit bestimmter Gruppen). Intelligenz galt als biologisch oder genetisch geprägt, m.a.W.: Dumme Eltern kriegen dumme Kinder.

Demgegenüber sagt die Soziogenese: alle diese Ungleichheiten kann man ändern durch kompensatorische Sozial- und Bildungsprogramme. Die Biogenese hingegen sagt: das ist fix und man kann es nicht ändern.

Allerdings gibt es neuere multifaktorielle Interpretationen der Interaktion von Anlage und Umwelt und die machen der Soziologie Probleme: Man geht dabei davon aus, dass es eine Interaktion zwischen Umwelt und Genen gibt, die es zu entschlüsseln gilt. Man könnte hier in gewisser Weise von einem Determinismus zweiter Ordnung sprechen (Die Neurowissenschaft sagt, das Gehirn ist ein soziales Organ, es wird durch die Umwelt geprägt, aber wenn es – im frühkindlichen Stadium – einmal festgelegt ist, dann gibt es keine Änderungen mehr!)

Analytisch gesehen hat man es hier mit zwei Varianten zu tun, die sich ähnlicher sind, als sie es sich eingestehen: auf der einen Seite ein Biodeterminismus, auf der anderen ein Soziodeterminismus: beide zielen auf Prognose und Selektion soziale Planung! (Man könnte eine zweite Differenz aufmachen und zwar zwischen Determinismus und Kontextualismus).

Man kann sich nun fragen: was bestimmt unser Verhalten? Wie lernen wir? / Wie formen sich Präferenzen? Sowohl Bio- als auch Sozioperspektive geben darauf je spezifische Antworten.

Die zentrale Differenz zwischen beiden, die derzeit aktuell zu Kontroversen führt lässt sich auf den Punkt bringen: Biowissenschaftliche Erklärungen gehen von Ursachen des Verhaltens aus, die dem Handelnden nicht zugänglich sind und die Idee, man könne die Welt und sein eigenes Leben „autonom“ gestalten, sei letztlich eine Fiktion (wenn auch eine nützliche), die wissenschaftlich widerlegbar ist.

Schon in der Psychologie finden sich eine Reihe von theoretischen Ansätzen, die menschlichen Handeln auf gesetzmäßig gesteuertes Verhalten reduzieren. Denken Sie an die behavioristische Lerntheorie von Reiz – Reaktion, die mit Belohnung und Bestrafung operiert.

Andere Ansätze verweisen auf Instinkte und Triebe: Verhalten ist dann nichts anderes als die Auslösung von angeborenen Verhaltensprogrammen durch Umweltreize.

Der Mensch ist in diesen Ansätzen sozusagen „fest verdrahtet“. Die kritische Gegenposition hingegen würde darauf bestehen, dass es komplexe interne Mechanismen der Informationsverarbeitung gibt, aus denen heraus die Autonomie der Akteure entsteht. Damit gewinnen dann Reflexion, Überzeugungen, Wünsche, Ziele, Absichte etc., alles, was sich in „inneren Welten“ (und internalisierten Welten) abspielt, eine eigenständige Bedeutung.

Die derzeit klassischen Beispiele, mit denen aus biowissenschaftlicher Perspektive gegen die Handlungsautonomie argumentiert wird, haben inzwischen fast schon den Charakter von „Popversionen der Gesellschaftstheorie“, d.h. sie werden auf der gleichen Ebene der Verbreitung diskutiert, wie etwa die „Risiko-“ oder die „Wissengesellschaft“.

Einige Beispiele hierzu: 1. Das Libet-Experiment, das nachweisen soll, dass unser Gehirn noch vor der Entstehung bewusster Absichten ein Handlungsprogramm auslöst und dass daher alles, was wir denken, dass wir es absichtlich tun oder „wollen“ schon durch neuronale Prozesse gesteuert ist.

Krieg: Testosteron vs. Ideen

2. Biologische Erklärungen für menschliche Konflikte. Biologen vertreten (verkürzt gesagt) die These, dass Kriege dort ausbrechen wo es zu viel junge Männer gibt, die ihr Testosteron anderweitig nicht abfackeln können. Mit diesen Erklärungen stellen sie sich gegen ökonomische, soziale und kulturelle Ansätze. Letztlich, so die These, hängt alles ab von individuell zurechenbaren körperlichen Zuständen.

Unter dem Begriff Soziobiologie werden in diesem Zusammenhang eine Reihe von Ansätzen zusammengefasst, die explizit darauf abzielen, soziales Verhalten und komplexere soziale Strukturen aus biologischen Gegebenheiten abzuleiten: Bekannt geworden ist hier das von Richard Dawkins erfundene Bild des „egoistischen Gens“, das besagt, dass letztlich die Evolution von den Genen vorangetrieben wird und alle Organismen sozusagen nur als eine Art „Container“ fungieren, die es den Genen ermöglichen, unter gegebenen Umständen der Umwelt die eigene Reproduktion zu sichern. Variation, Selektion Restabilisierung, die drei Mechanismen der Evolution sorgen dafür, dass alles was ist, einen Zweck hat und zwar aus dem einfachen Grund, weil es überlebt hat in der Auseinandersetzung mit anderen Varianten. Da es um die „Erhaltung“ der genetischen Information (oder der Gattung) geht, kann man die

simple These vertreten, dass alle für eine Art charakteristischen Verhaltensweisen letztlich dem Fortpflanzungserfolg des Individuums dienen.

Daher hat die Soziobiologie auch das Paarungsverhalten des Menschen und die Prozesse der Partnerwahl unter diesem Gesichtspunkt interpretiert und kommt dann z.B. zu dem Befund, dass Frauen „statusaufwärts“ heiraten, weil sie damit das Überleben ihrer Brut sichern oder dass Männer genetisch zur Polygamie neigen, weil sie dadurch die Chance erhöhen, ihr Erbgut weiter zu verbreiten. Auch das Balzverhalten von Männchen (vom Porsche bis zum Protzgehabe) dient letztlich nur dazu, die Aufmerksamkeit möglichst vieler attraktiver Partnerinnen zu erheischen, um sich forzupflanzen.

Weibliche Monogamie dient also dem Schutz der Brut, männliche Polygamie soll für eine möglichst weite Verbreitung der eigenen Erbanlagen sorgen. Auf dieser trivialen Ebene beginnt die Argumentation. Dann aber meint die Soziobiologie man könne damit eine Reihe anderer Phänomene erklären, die genuin in den soziokulturellen Bereich fallen: z.B. die Mode, die Entstehung der Ehe, die Verteilung von Altruismus und Egoismus, die als Folge des egoistischen Gens gedacht werden: Die Gruppe entwickelt intern Altruismus, und versucht damit, ihren Genpool zu sichern, weil alle miteinander verwandt sind. Dementsprechend wird auch abweichendes Verhalten in der Gruppe sanktioniert. Das führt dann zu Theorien über die Biologie der Moral!

Auch die Dynamik komplexer ökologischer Systeme lässt sich biologisch rekonstruieren, wenn man von einem Zusammenspiel von Beute und Jäger (Füchsen und Hasen) ausgeht und die Entstehung dynamischer Gleichgewichte analysiert.

Das Grunddilemma in der Auseinandersetzung zwischen Bio- und Soziogenetischen Ansätzen lässt sich gut sichtbar machen, wenn man fragt, welche Rolle Handlungsrationalität, Selbstverantwortung, Absichten, Ziele oder der sogenannte „freier Wille“ spielen und wie sich diese Verhalten zu Genetischen Vorgaben, Instinkten, Trieben und sonstigen Formen der Prägung. Sind die kurzfristig bewussten Motive und Wünsche nur ein Beiwerk und kaschieren die langfristig überlebenssicherenden Ziele, die dahinter stehen? Was haben wir also unter autonomer Kontrolle und zwar sowohl individuell, als auch kollektiv? Was passiert mit uns als komplexen Automaten, wenn wir uns dabei zuschauen und kann man bestimmte gesellschaftliche Phänomene wirklich sinnvollerweise auf biologische Gesetzmäßigkeiten reduzieren?

Viel diskutierte Beispiele aus jüngster Vergangenheit sind die Debatte um den freien Willen und die Schuldfähigkeit. Ist der Täter strafrechtlich für sein Verhalten verantwortlich oder ist die ganze Debatte darüber nur ein Irrweg, von dem uns die neue Neurobiologie abbringen kann?

Das Problem lässt sich vermutlich lösen, wenn man von der Problematik der doppelten Reflexivität ausgeht: „wir“ (i.S. von den Akteuren der sozialen Szene) schreiben uns fortlaufend Motive zu (uns selbst und anderen). Nun kann man sich fragen: was wäre, wenn wir stattdessen davon ausgingen, dass wir Automaten sind und ein fixes Programm exekutieren? Wäre eine komplexe Gesellschaft dann noch möglich?

Zwischen Bio- und Soziodeterminismus muss man vermutlich eine dritte Ebene einführen und von dem genuin öffentlichen Charakter sozialen Handelns ausgehen. Das bedeutet, dass die sinnvolle Grundeinheit der Analyse nicht das isoliert gedachte (und von seinen Genen oder seiner Umwelt determinierte!) Individuum ist. Vielmehr steht am Anfang die Dyade bzw. die symbolisch vermittelte Interaktion, und das Individuum, so wie wir es kennen, ist eine spätere Entwicklungsstufe. Das gilt für die Menschheitsgeschichte als Ganze, aber auch für die individuelle Lebensgeschichte.

Man muss hier also Evolutionstheorie und kulturelle Evolution verknüpfen. Dafür gibt es theoretische Modelle und empirisch Anhaltspunkte: Dann kann plausibel argumentieren, dass die Menschen als biologische Organismen die Fähigkeit erworben haben, komplexe soziale und symbolische Strukturen aufzubauen.

Nur auf der Ebene des Homo sapiens sapiens ist die (biologisch fundierte) Möglichkeit vorhanden, so etwas wie eine „Theory of mind“ aufzubauen und die eigenen Artgenossen als solche anzuerkennen und zwar auf eine Art und Weise, dass man ihnen Absichten und Ziele zuschreibt. Damit eröffnet sich evolutionäre gesehen ein unglaubliches Potential an Lernmöglichkeiten für die Gattung Mensch. Nur Menschen können sozial lernen und über symbolische Medien das Gelernte über die Generationen hinweg transportieren und damit akkumulieren. Nur die Menschen können (durch „Zeigen“ die Umwelt in die Interaktion mit Artgenossen einbeziehen, Affen können das nicht. Apes don't point, wie Tomasello es einmal so schön formulierte !) Die Lernprozesse von Menschenaffen hingegen passieren auf Trial and Error und können über die Generationen hinweg nicht vermittelt werden.

Damit kommt man also im Angesicht der Auseinandersetzung entlang der Grenze von Bio- und Neurowissenschaften einerseits und Sozial- und Kulturwissenschaften andererseits auf die interessante Position, dass es zwar einer bestimmten biologischen Entwicklung bedurfte, um „menschliche“ Kultur zu entwickeln (m.a.W. die Kultur hat ein biologisches Fundament!), dass aber die kulturelle Evolution eine Eigendynamik angenommen hat, die weit über das „biologisch verdrahtete“ Triebprogramm hinausgeht. An dieser Schnittstelle ist noch viel Arbeit zu leisten. Im Moment kämpfen beide Fraktionen eher noch wie Don Quixotte eher gegen Windmühlen.